Till Knobloch

DIE BETROGENEN

Unverkäufliche, unkorrigierte Leseprobe
Jegliche Form der Berichterstattung vor Ablauf der Sperrfrist
am 15. März 2027 ist nur mit vorheriger schriftlicher
Genehmigung des Verlags C.H.Beck erlaubt.
Vielen Dank für Ihr Verständnis.

TILL KNOBLOCH

DIE BETROGENEN

WIE HITLER EUROPA IN DEN ZWEITEN WELTKRIEG ZWANG

C.H.BECK

Redaktionelle Vorbemerkung:
In dieser Leseprobe wurde auf den Anmerkungsapparat des Buches verzichtet. Im Buch selbst werden alle Quellen und Aussagen sorgfältig nachgewiesen.

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2027
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen
dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München
Umschlagabbildung: Verhandlungen zum Münchner Abkommen, September 1938,
Hitler, Göring, Mussolini und Chamberlain im Vordergrund,
v. li. © mauritius images / World History Archive /
Alamy / Alamy Stock Photos
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Beltz Graphische Betriebe, Bad Langensalza
Printed in Germany
Werbemittel-Nr. 258779

www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

ÜBER DAS BUCH

Stell dir vor, fast keiner will Krieg, und er kommt trotzdem. Wir haben uns angewöhnt, den Zweiten Weltkrieg als beinahe zwangsläufige Folge des Ersten zu sehen. Dieses Buch erzählt eine andere, viel dramatischere Geschichte. Es zeigt, wie sich die Politiker und Diplomaten eines ganzen Kontinents verzweifelt gegen den Wahn eines einzigen Mannes stemmten, der die Welt in den Abgrund zu reißen drohte.

Anders als im Juli 1914 herrschte im August 1939 in Europa keine Kriegsbegeisterung – nicht einmal in Deutschland. Zu genau wussten die Menschen, was ein Weltkrieg bedeutete. Nach dem Schlachten und Bluten der grausamen Kriegsjahre wollte diese Generation, nicht anders als wir heute, Frieden und Fortschritt. Einer jedoch hatte anderes im Sinn: Der deutsche Diktator hatte den letzten Krieg durchaus genossen und wünschte tatsächlich nichts sehnlicher, als ihn – auf seine Art – zu wiederholen.

Eindringlich und mit großem darstellerischen Talent entfaltet Till Knobloch das diplomatische Panorama der Vorkriegszeit, als Europa sein letztes Jahr im Frieden erlebte. Einfühlsam porträtiert er die führenden europäischen Politiker, die nicht zu begreifen vermochten, wie jemand ernsthaft den Krieg wollen konnte, und die sich in ihrer Professionalität als unfähig erwiesen, mit der Dynamik des Autokraten in Berlin Schritt zu halten, der unbekümmert die Ratschläge aller Experten in den Wind schlug. Mit angehaltenem Atem verfolgt man Hitlers Verwirrspiel ebenso wie die immer verzweifelteren Bemühungen seiner Gegenspieler, die Katastrophe doch noch abzuwenden. Am Ende steht die Erkenntnis, wie brüchig der Friede und wie groß – trotz allem – die Macht des Einzelnen sein kann.



Foto: Kai Bublitz

Dr. Till Knobloch ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Militärgeschichte/Kulturgeschichte der Gewalt der Universität Potsdam.

INHALT

Vorwort . . . . . ooo
Prolog . . . . . ooo

TEIL I: WEGE NACH MÜNCHEN

1. Der Unglücksmensch 000
Weltmacht oder Untergang . . . . . ooo
Hitler an der Macht . . . . . ooo
NS-Außenpolitik . . . . . ooo

2. Appeasement 000
Der Businessman . . . . . ooo
Enter Hitler . . . . . ooo

3. Nie wieder Krieg 000
Der Pazifist . . . . . ooo
Der Veteran . . . . . ooo

4. Und Polen? 000
Der Oberst und der Marschall . . . . . ooo
Zwei Österreicher . . . . . ooo

5. Deutschland am Abgrund 000

TEIL ZWEI: 1939

1. Nie wieder Bündnisfall 000
Wie man eine Allianz los wird . . . . . ooo
Ribbentrop in Paris. . . . . ooo
Wahn und Wirklichkeit . . . . . ooo

2. Vor dem Sturm. 000
Annäherung. . . . . ooo
Versuchung . . . . . ooo
Zurückweisung . . . . . ooo
Stolz und Urteil. . . . . ooo
Ribbentrop in Warschau . . . . . ooo

3. Prag und die Folgen. 000
Invasion . . . . . ooo
Zeitenwende . . . . . ooo
Bündnis-Probleme . . . . . ooo
Entscheidungen. . . . . ooo

4. Summer of '39 000
Diplomatie im Dunkeln. . . . . ooo
Diplomatie im Chaos . . . . . ooo
Im Innersten Kreis . . . . . ooo

5. An der Schwelle 000
Die Krise vor der Krise. . . . . ooo
Der Pakt . . . . . ooo

TEIL DREI: KRISE

1. Über die Schwelle 000
Dienstag, 22. August 000
Mittwoch, 23. August 000
Donnerstag, 24. August 000
Freitag, 25. August 000
Zwischenbetrachtung 000

2. Verhandlungen 000
Samstag, 26. August 000
Sonntag, 27. August 000
Montag, 28. August 000
Dienstag, 29. August 000
Zwischenbetrachtung 000

3. 48 Stunden 000
Mittwoch, 30. August 000
Donnerstag, 31. August 000
Zwischenbetrachtungen 000

4. Krieg 000
Freitag, 1. September 000
Samstag, 2. September 000
Sonntag, 3. September 000
Betrachtungen 000

Schluss: Krieg ohne Sinn 000

Anmerkungen 000
Bibliographie 000
Bildnachweis 000
Register 000

«Why is it that we are
impotent to prevent something
which we know to be evil and terrible?»
(Harold Nicolson, im Sommer 1939)

VORWORT

Als der deutsche Außenminister und Friedensnobelpreisträger Gustav Stresemann am 3. Oktober 1929 starb, notierte in Paris der Schriftsteller Harry Graf Kessler in sein Tagebuch: «Es ist fast so, als ob der größte französische Staatsmann gestorben wäre. Die Trauer ist allgemein und echt. Man empfindet, daß es doch schon ein europäisches Vaterland gibt.» Kaum zehn Jahre nachdem diese Zeilen geschrieben wurden, versank der Kontinent erneut in Chaos und Zerstörung. Wie dergleichen möglich war, wie der Wahnsinn eines Mannes – dieses Mannes – die Welt in die Katastrophe eines erneuten Weltkrieges stürzen konnte, ist die Frage dieses Buches.

Das Problem ist nicht neu. Schon die Zeitgenossen wunderten sich, wie es denn sein konnte, dass dem Ersten Weltkrieg ein Zweiter folgte. Und bald schon zeigten die Völker auf ihre Anführer, die das Unglück aufzuhalten nicht vermocht hatten. *Guilty man* nannten sie den britischen Premier, *fossoyeurs* – Totengräber – die Führer der Französischen Republik, Freund der Deutschen den polnischen Außenminister. Sie alle hatten, so las man es damals und liest es noch heute, aus Feigheit und Schwäche, aus Dummheit und Schlimmerem versäumt, sich der Gefahr entgegenzustellen, bevor es zu spät war. Das Problem des Kriegsausbruchs wurde so zur Charakterfrage, die so schnell beantwortet ist, wie sie für die Nachwelt völlig nutzlos bleibt.

Dieses Buch geht einen anderen Weg. Urteil und Verdammung, Schande und Schmach wollen wir dort lassen, wo der Krieg seinen Ausgang nahm; nicht aber jene verurteilen, die versuchten, was sie konnten, um die Katastrophe zu verhindern. Statt zu kritisieren, wollen wir verstehen, wollen begreifen – soweit wir es können –, warum die Verteidiger des Friedens dort scheiterten, wo sie nicht hätten scheitern dürfen. Nicht als Diplomaten und Politiker sollen daher die Protagonisten unserer Geschichte betrachtet werden, sondern als Menschen aus Fleisch und Blut, mit all ihren Hoffnungen und Ängsten, Erlebnissen und Erinnerungen, Illusionen und Irrtümern.

Die Erfahrung, das Trauma des Ersten Weltkrieges wird dabei eine besondere Rolle spielen. Ihn hatten alle unsere Protagonisten erlebt, und aus ihm zogen alle – bis auf einen – den Schluss, dass dergleichen Katastrophe sich niemals wiederholen dürfe.

Und dann Hitler. Der Mann, der den Zweiten Weltkrieg entfesselte, muss auch in unserer Geschichte im Zentrum stehen. Was der seltsame Mensch in Berlin denn eigentlich wollte, ist von keinem seiner Gegenspieler so recht verstanden worden, und auch uns – wir wollen das gerne zugeben – sind die letzten Beweggründe des hitlerschen Wahnes fest verschlossen. Dennoch wollen wir nicht der Versuchung erliegen, den Diktator für schlicht verrückt zu erklären. Vielmehr soll auf den folgenden Seiten der Versuch unternommen werden, Hitler aus seiner eigenen – durchaus konsequenten – Logik zu begreifen. Die Ideologie des Nationalsozialismus, der Ideenschrott, den der entsetzliche Mensch der Welt aufzuzwingen suchte, wird dabei gleich zu Beginn dargestellt werden, nicht, wie er es gerne gehabt hätte, als reines Produkt abstrakter Überlegungen, sondern als Ausfluss einer prekären – und man darf wohl sagen: einzigartigen – Umgebung, welche der Diktator sich eigenhändig an der Spitze des deutschen Staates gezimmert hatte. Die Vorgänge, die sich in diesem, dem innersten Kreis des «Dritten Reiches» Tag für Tag, Stunde für Stunde abspielten (und es spielte sich eine Menge ab), beeinflussten den Ausbruch dieses Weltkrieges mehr, als die Diplomatie der europäischen Kabinette es je vermocht hätte. Damit werden wir unsere Erzählung beginnen.

Der Blick hinter die Kulissen des «Dritten Reiches» war den Zeitgenossen verschlossen. Was der deutsche Reichskanzler tat, was ihn trieb, was er *eigentlich* wollte, darüber konnten die alliierten Diplomaten und Politiker nur Mutmaßungen anstellen. Wir jedoch wissen mehr. Bereits wenige Jahre nach Ende des Krieges kam es zu einer ersten Flut von oft genug sensationsheischenden, dem finanziellen Gewinn nicht abgeneigten Erinnerungen nahezu aller Überlebenden aus dem innersten Kreis des Diktators. Hitlers Fahrer, Hitlers Pilot, Hitlers Telefonist, Hitlers Pressechef, Hitlers Sekretärinnen, Hitlers Adjutanten, Hitlers Architekten, Hitlers Kammerdiener, Hitlers Zimmermädchen, Hitlers Hausverwalter, Hitlers Hausmeister, Hitlers Köchinnen, ja selbst Hitlers Zahnarzt – sie alle haben uns mündlich und schriftlich ihre Version der Geschehnisse hinterlassen. Zweifellos

tut der Historiker gut daran, dieser Flut persönlicher Erinnerungen mit äußerster Skepsis zu begegnen. Zu offenkundig sind die apologetischen Tendenzen, zu deutlich der Wunsch, dem neugierigen Käufer die allergeheimsten Geheimnisse des «Dritten Reiches» («Adolf Hitler privat») präsentieren zu können. Jedoch: Auch die Ignorierung dieser, der persönlichen Perspektive führt zu – nicht minder gefährlichen – Verzerrungen. Offizielle Dokumente kennen keine Emotionen, diplomatische Akten keine menschlichen Beweggründe. Spielte dergleichen keine Rolle?

Dem Dilemma, subjektive Faktoren einbeziehen zu müssen, ohne subjektiven Quellen vertrauen zu können, begegnet dieses Buch mit der Erweiterung der Quellenbasis in chronologischer wie auch geographischer Hinsicht. Lange bevor Hitlers innerster Kreis an die Ausmünzung der eigenen Schande dachte, wurden die Verantwortlichen im Umfeld der Nürnberger Prozesse von gleich drei alliierten Verhörteams ausführlichen, oft tagelangen Befragungen unterzogen. Die resultierenden Protokolle bieten schon aufgrund ihrer Ausführlichkeit (über 1000 Seiten liegen allein für den deutschen Außenminister vor) einen einzigartigen Einblick in die Motive der Beteiligten, bevor findige Verleger und bundesrepublikanische Narrative die Erinnerung verwischten. Möglich wird so insbesondere auch eine kritische Überprüfung der von Joachim Fest stark redigierten Erinnerungen Albert Speers anhand alliierter Befragungen sowie des noch während der Haft verfassten Originalmanuskripts. Doch waren es nicht nur deutsche Protagonisten, die nach dem Ausbruch des Krieges Rede und Antwort stehen mussten. Auch in den alliierten Ländern kam es während und nach dem Zweiten Weltkrieg zu umfangreichen Untersuchungskommissionen, die den Geschehnissen des Jahres 1939 auf den Grund gehen sollten. Auch diese Quellen werden in ihrer ganzen Breite hier erstmals systematisch ausgewertet. Überhaupt bietet der internationale Ansatz die Möglichkeit, nationale Narrative zu überprüfen. Deutsche Protagonisten spiegeln sich in den Berichten ausländischer Diplomaten; alliierte Politiker werden durch die Wahrnehmung ihrer Verbündeten erst lebendig. Nur in der Einbeziehung beider, der persönlichen wie der internationalen Perspektive, entsteht das ganze Bild dieser Krise.

Bei der Verbreiterung der Quellenbasis kommt der polnischen Perspektive eine entscheidende Rolle zu. Obgleich erstes Opfer des Zweiten Weltkrieges, ist die Polnische Republik bisher in der westlichen Forschung sträflich vernachlässigt worden. Weder Donald Cameron Watt noch Richard

Overy nutzen in ihren Standardwerken über die Kriegsentstehung auch nur eine einzige polnischsprachige Quelle. Mehr noch: Im Versuch, polnische Geschichte ohne polnische Quellen zu schreiben, gelangen die beiden britischen Historiker zu einem grotesk verzerrten Bild der Warschauer Politik. Während Watt zu einem regelrechten Charaktermord am polnischen Außenminister Józef Beck ausholt («Sein Aussehen war so fuchsartig wie sein Charakter verschlagen und doppelzüngig»), kommt Overy zu dem Schluss, dass «vor allem [!] Polens unnachgiebige Weigerung, seinem mächtigen deutschen Nachbarn irgendwelche Zugeständnisse zu machen, den Krieg fast unausweichlich machte.» Gegen diese, die «schwarze Legende» Józef Becks wandte sich nach dem Ende des Kommunismus eine neue Generation polnischer Historiker, deren akribische Recherche schließlich 2020 in Marek Kornats und Mariusz Wołos' monumentale Biographie des polnischen Außenministers mündete. Zusammen mit der mittlerweile vorliegenden Edition der *Polskie Dokumenty Dyplomatyczne*, die erstmals eine vollständige Edition der verfügbaren polnischen diplomatischen Dokumente vorlegt, sowie meiner eigenen Forschung in polnischen Archiven ermöglicht die Arbeit dieser Historikergeneration die erste, allen vier beteiligten Mächten gerecht werdende Darstellung der Krise des Jahres 1939.

Im Versuch, die Ursprünge des Krieges zu erklären, betonten Historiker, alten und neuen Moden folgend, bisher vornehmlich Kontinuitäten und langfristige Trends: «Der Zweite Dreißigjährige Krieg», «Der europäische Bürgerkrieg», «Die Krise der zwanzig Jahre», «Der lange Zweite Weltkrieg» und zuletzt «Der letzte imperiale Krieg» sind Deutungen, die allesamt eine Linie ziehen von den Schützengräben der Westfront bis zu den Bombern über Warschau. Der Erste Weltkrieg, so die Argumentation, habe die Schleusen der Barbarei und Grausamkeit geöffnet, welcher die nationalsozialistische Außenpolitik, nach einer kurzen Phase trügerischen Friedens, vollends Bahn brach. In dieser Perspektive ist Hitlers mörderischer Wahn nicht die Ursache, sondern nur das Resultat einer Krise, deren Wurzeln tief in der europäischen, wenn nicht gar globalen Geschichte liegen. «Langfristige Faktoren», schrieb jüngst ein englischer Historiker, «prägten die Krise der 1930er Jahre und das Heraufziehen des Krieges, wobei die Wurzeln in der imperialen und nationalen Konkurrenz des späten 19. Jahrhunderts und der Zeit des Ersten Weltkriegs lagen.»

Gegen dergleichen Deutungen, die den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs als mehr oder weniger unvermeidliches Ergebnis vorausgehender Entwicklungen betrachten, betont dieses Buch Diskontinuität, Kontingenz und letztlich die Offenheit aller Geschichte. Seine zentrale These ist, dass die von Hitler entfesselte Gewalt keineswegs nur ein Produkt der Zeit war, dass es weder einen zweiten Dreißigjährigen Krieg gab noch einen europäischen Bürgerkrieg. Die Katastrophe entsprang nicht dem Zeitgeist, nicht kolonialer Gewalt, der Entgrenzung des Ersten Weltkriegs oder Fehlern im internationalen System. Was Harry Graf Kessler in Paris beobachtete – die Entstehung eines europäischen Vaterlandes –, war ebenso real wie die Schattenlinien jener Epoche. Für die große Mehrheit der in diesem Buch beschriebenen Menschen war die Lehre aus dem Ersten Weltkrieg, dass sich eine solche Katastrophe niemals wiederholen dürfe. Frieden und Wohlstand, nicht Rassekrieg im Osten war die vorherrschende Tendenz der Zeit.

Die Antwort auf die Frage, wie es Hitler dennoch gelingen konnte, einen widerstrebenden Kontinent in einen erneuten Weltkrieg zu stürzen, kann daher nur in den Ereignissen selbst gefunden werden. Von der Untersuchung struktureller Ursachen gelangen wir so zur Analyse diplomatischer Geschehnisse, vom «Warum» des Krieges zum «Wie» der Entfesselung – und damit zur Krise des August 1939. Was oft als unbedeutende Episode und unvermeidliches Ergebnis von Hitlers akribischer Planung beschrieben wurde, erweist sich bei genauerer Betrachtung als komplexe internationale Krise, als Schauspiel menschlicher, allzu menschlicher Faktoren, die nicht nur den Beginn, sondern den Verlauf dieses Weltkrieges prägen sollten.

Die Betonung der Offenheit der Geschichte bedeutet nicht die Leugnung der alleinigen Verantwortung Deutschlands oder der mörderischen Absichten Adolf Hitlers. Europa «schlitterte» nicht in den Krieg, und kein Politiker schlafwandelte in eine Katastrophe, die vorauszusehen er nicht vermochte. Vielmehr gehört es zu den entscheidenden Merkmalen dieser Krise, dass die Mehrzahl ihrer Protagonisten genau wusste, welches Unglück den Kontinent ereilen würde, wenn der Diktator seinen bösen Willen bekäme. Warum er ihn *dennoch* bekam, warum es den vereinten Kräften der Kriegsgegner außerhalb (und innerhalb) Deutschlands trotz verzweifelten Widerstands nicht gelang, «to prevent something which we know to be evil and terrible» – darum geht es in diesem Buch.

PROLOG
DER PHANTAST

«Wenn manche sagen: ‹Sie sind ein Phantast.›
Dann kann ich ihnen nur antworten: ‹Sie Idiot!›
Wenn ich nie in meinem Leben ein Phantast gewesen
wäre, wo wären Sie und wo wären wir heute alle?»
(Hitler, 20. Mai 1937)

Das einzig Überraschende an Hitlers frühen Jahren ist, wie wenig Überraschendes sich dort findet. Wer angesichts ungeheurer Ergebnisse ungeheure Ursachen erwartet, trifft hier nur auf dumpfe Gewöhnlichkeit. Der Mann, der sich anschickte, die Welt zu erobern, hatte bis zu seinem 30. Lebensjahr nichts vorzuweisen, was ihn aus der Masse seiner Zeitgenossen herausgehoben hätte. Dabei war seine Kindheit durchaus nicht arm an tragischen, mitunter bis ins Klischee reichenden Erlebnissen: der strenge, die Kinder prügelnde Vater; die liebende, bald alleinerziehende Mutter; ihr früher – grässlicher – Tod, der den sie bis zuletzt mit Hingabe pflegenden Sohn wohl tatsächlich tief getroffen hat. Doch erzeugte, was andere wohl bescheidener, menschlicher gemacht hätte, in ihm nur bittere Härte. Wo die Lebensumstände Genügsamkeit und Selbstbeschränkung gefordert hätten, erschuf Adolf Hitler sich unverdrossen seine eigene – phantastische – Welt, in die er sich, verschroben und unnahbar, zurückzog. Stets sah er sich zu Höherem berufen, und stets kamen Unzulänglichkeit und Träumerei, kurz: die Realität, seinen Plänen in die Quere.

Trotz abgebrochener Schulausbildung hatte er es sich in den Kopf gesetzt, Künstler zu werden. So zog es ihn nach dem Tod der Eltern ins kaiserliche Wien, wo er, endlich der Provinz entflohen, die Kultur der großen Welt genoss. Erst die wiederholte Ablehnung der Wiener Kunstakademie, die ihn nach eigener Aussage «wie ein jäher Schlag aus heiterem Himmel

traf», schien für einen Moment der Realität Raum zu geben. Schnell waren jedoch «verzopfte Staatsdiener» und «verständnislose Bürokraten» («die ganze Akademie gehört in die Luft gesprengt») als eigentliche Ursache der Ablehnung ausgemacht. Er sei eben, so legte er sich die Sache zurecht, nicht zum Maler, sondern vielmehr zum «Baumeister» geboren. Solcherart die alte durch eine neue, nicht weniger phantastische Illusion ersetzend, hatte er nun endlich Zeit und Gelegenheit, sich ganz den Annehmlichkeiten der Großstadt zu widmen. Vom elterlichen Erbe lebend und dem Freunde Vorträge über die Nichtigkeit eines «Brotberufes» haltend, streunte der spätere Reichskanzler von nun an durch das Wien der Kaiserzeit, bis ihm Geld und Ausreden ausgingen und er die Gesellschaft – nun aber gründlich – von unten kennenlernte.

Ohne erlernten Beruf und unfähig, sich auf der Straße zurechtzufinden, verschlug es den Heruntergekommenen schließlich zu Weihnachten 1909 ins Wiener Obdachlosenasyl, wo seine Ankunft selbst unter den dortigen Stammgästen Mitleid auslöste:

> Seit Tagen hatte er auf Parkbänken gelebt, wo sein Schlaf oft von Polizisten gestört worden war. Todmüde, hungrig und mit wunden Füßen war er hier gelandet. Sein blau-karierter Anzug war lilafarben geworden und vom Regen […] ausgebleicht. Weil er nichts zu essen hatte, gaben wir ihm unser Brot.

Selbst hat Hitler die Wiener Jahre später «die traurigste Zeit meines Lebens» genannt, und als einer seiner damaligen Gefährten ihn fragte, auf was er denn nun eigentlich angesichts solch miserabler Lebensumstände warte, vermochte er nur zu antworten, er «wisse es selbst nicht». Ernüchternd wie Hitlers äußere Umstände damals waren, hielten sie ihn doch nicht ab, unablässig neue und immer nur ins ganz Große zielende Pläne zu schmieden. Fast scheint es, als habe ihn gerade die Dürftigkeit seiner damaligen Existenz veranlasst, seine Zuflucht im Reich der Phantasie zu suchen. So gedachte er etwa der materiellen Not durch den Kauf eines Lotterietickets zu entkommen, dessen Gewinn er sich, nach sorgfältiger Auswahl des Erfolgsscheins («Hier habe ich ihn!»), bereits im Moment des Loskaufes gesichert glaubte. Schon waren Größe und Standort der neuen Wohnung (Kirchgasse Nr. 2, Linz, 2.Stock) bestimmt, und schon war diese samt Möbeln und eigenhändig entworfener Vorhänge bis ins Detail ausgestattet. Erst als sich am Tag der Losziehung die unvermeidliche Enttäuschung einstellte, entlud sich

Hitlers Wut über die Lotterie, deren «Spekulation auf die Leichtgläubigkeit der Menschen» nichts als ein «Betrug auf Kosten gutwilliger Staatsbürger» sei.

Doch vermochten solche Rückschläge Hitler nie lange aufzuhalten. Unversehens wandte er sich neuen, noch phantastischeren Projekten zu. Bereits mit fünfzehn Jahren hatte er eigenhändig ein Theaterstück entworfen, welches allerdings angesichts zahlloser mit glühender Phantasie ausgemalter Auftritte auf durchaus skeptische Reaktionen («das kann man doch gar nicht aufführen!») gestoßen war. Dennoch machte er sich in Wien an den Entwurf eines zweiten, noch ausschweifenderen Stückes, welches in den bayerischen Voralpen zur Zeit der Christianisierung spielen sollte und vom Schicksal bärtiger Männer handelte, die um einen heiligen Berg wohnten, wo sie es sich zur Aufgabe gemacht hatten, christliche Missionare totzuschlagen: «Daraus entwickelte sich der dramatische Konflikt dieses Stückes.»

Ähnlich verworren war auch der Gegenstand der mythischen Oper «*Wieland der Schmied*», die Hitler in der Nachfolge Richard Wagners zu komponieren gedachte und deren urzeitlichen Charakter er durch die Verwendung von aus Germanengräbern geholten Originalinstrumenten noch zu steigern suchte. Auch hier hielt ihn der Umstand, dass er nichts von musikalischer Komposition verstand – oder auch nur Noten zu lesen vermochte –, nicht davon ab, in nächtelanger Arbeit Melodien, Szenarien und Kostüme fliegender Protagonisten zu entwerfen: «Er wurde niemals müde», so sein damaliger Kompagnon August Kubizek, «in solchen Nächten gab es keinen Schlaf für ihn. Er aß nichts, er trank kaum etwas. Höchstens, daß er einmal zwischendurch nach der am Fenster stehenden Milchflasche griff und einen hastigen Schluck machte.»

Seine besondere Liebe galt jedoch der Architektur. Besessen von steinerner Monumentalität und ewiger Größe, plante er unablässig Schlösser, Museen, Theater und Opernhäuser, die, genau wie seine späteren Entwürfe der Reichshauptstadt «Germania», schon damals immer nur ins Überdimensionale und ganz Große gehen mussten. Bescheidenheit angesichts beschränkter Mittel war ihm fremd. Der Mann, der sich mit Aquarellen und Reklamemalereien für «Teddy-Puder» sein Einkommen verdiente, schreckte selbst vor der Lösung des Wiener Wohnungsproblems nicht zurück: Mit dilettantischer Hand wurden ganze Häuserblöcke dem Erdboden

gleichgemacht, während Hitler durch die Erfindung einer kaffeeartigen Brühe («Ein neues Volksgetränk!») die Wiener von der Last ihrer Wirtshäuser zu befreien suchte.

Noch in der scheinbar so aussichtslosen Situation der Landsberger Haft vermochte er nicht von dieser seiner fixen Idee, dem Wohnungsbau für «Millionen», zu lassen, und tatsächlich fand er in Rudolf Heß abermals einen gläubigen Zuhörer, der bereit war, den Ausführungen Hitlers («Das ist unser Tribun von heute!») kritiklos zu lauschen: «Der Tribun hat mir seine Gedanken über die Möglichkeit des Massenbaues von Einfamilienhäusern auf der Grundlage des Standes heutiger Technik eingehend dargelegt.» Erneut wurden unzählige Details bis hin zur Materialbeförderung durch auf Lastkraftwagen aufmontierte Paternoster-Aufzüge festgelegt, und erneut war er so sehr von der Verwirklichung dieser Pläne überzeugt, dass er – besorgt über den Raub der genialen Idee – seinen Zuhörern verbot, darüber zu sprechen, damit nicht Unberufene den sicher erwarteten Gewinn einstrichen.

Unnötig zu erwähnen, dass alle diese Projekte, und mehr noch wären zu nennen, nach kurzer Zeit wieder verschwanden, wenn die unvermeidlichen Probleme der Realisierung allzu deutlich wurden oder schlicht neue, für den Moment aufregendere Pläne geschmiedet werden mussten. Nie jedoch wäre Hitler bereit gewesen, die schlichte Unmöglichkeit solcher Vorhaben einzugestehen, und selbst mild vorgetragene Kritik musste unfehlbar seinen Zorn heraufbeschwören. Überhaupt spielten praktische Widerstände keine Rolle, wurde die Realität als nichts zur Sache tuend abgetan: Opern komponierte er, ohne Noten lesen zu können, Bauten entwarf er ohne Finanzierung («Ach was, Geld!»), und auf die kompositorische Unmöglichkeit des von ihm entworfenen Stückes hingewiesen, erklärte er kurzerhand, es entspreche eben den Hörgewohnheiten «der Frühzeit germanischer Geschichte».

In seltsamem Widerspruch zu solcher Unbekümmertheit stand seine auffällige Detailverliebtheit. In oft nächtelanger, fieberhafter Arbeit wurde jede noch so unbedeutende Kleinigkeit ausgearbeitet:

> Dies war das Rätselvolle, das Merkwürdige an ihm, dieser mir unerklärliche Gegensatz: In die leere Luft hinein zu phantasieren und zugleich aber eine Sache bis ins letzte Detail hieb- und stichfest zu machen. So gewiß der ganze Plan nur Wunsch und Wille blieb, so konkret mußte dabei das einzelne hingestellt werden.

An solchen sinnlos durchgearbeiteten Nächten zeigt sich, wie wenig treffend der Hinweis auf die Unmöglichkeit dieser Pläne im Grunde war. In Wahrheit vermischte Hitlers ruheloser Geist längst Vorstellung mit Wirklichkeit, bestand für ihn schlicht kein Unterschied mehr zwischen einmal gefasstem Wunsch und letztendlicher Verwirklichung: Der Kauf des Loses verbürgte bereits den sicheren Gewinn.

Schon Kubizek, dem er gelegentlich mit dem Entzug imaginärer Ämter drohte («Du wirst noch froh sein, wenn ich dich auf so einen Posten setze!»), war diese offenbare Unfähigkeit, Traum von Wirklichkeit, Wunsch von Realität zu trennen, aufgefallen:

> Er steigerte sich um so intensiver in ein Projekt hinein, je weiter es von einer Verwirklichung entfernt war. Diese Projekte waren ihm so in allen Einzelheiten gegenwärtig, als wären sie schon ausgeführt […]. Ich kam dabei nicht immer ganz mit und wußte manchmal nicht sogleich, ob es sich um etwas Bestehendes oder um etwas erst Auszuführendes handle. Ihm selbst war das ein und dasselbe.

So waren denn die Pläne auch stets mehr als nur belanglose Spielereien, mehr als nur Flucht vor der trostlosen Realität in eine selbsterschaffene Ideenwelt. Selbst in diesem frühen, so hoffnungslos scheinenden Stadium war Hitler völlig überzeugt von der unfehlbaren Realisierung seiner Pläne. Lange bevor auch nur die entfernteste Möglichkeit einer Machtübernahme am Horizont auftauchte, durchstreifte er bereits die Straßen Berlins, um «mit einer Handbewegung» ganze Straßenblöcke niederzulegen, welche dereinst ja doch den Prachtbauten des «Dritten Reiches» würden weichen müssen. »ERBAUT IM DRITTEN JAHRE DES NATIONALSOZIALISMUS» schien ihm schon damals die durchaus passende Inschrift.

Und wirklich gehört es zu den größten Merkwürdigkeiten dieses an Merkwürdigkeiten gewiss nicht armen Lebens, dass ihm gelang, was niemand für möglich gehalten hatte. Nachdem er 1933 Kanzler geworden war, ordnete er nicht nur den Umbau seiner Heimatstadt, sondern auch Berlins an, nach Vorstellungen, wie er sie seit seiner Jugend gehegt hatte. «Was vor fünfzehn Jahren», so erinnerte sich Albert Speer, «seinen Freunden als eine phantastische und verschrobene Spielerei erschienen sein muß, wies er nun triumphierend vor: ‹Wer wollte mir damals schon glauben, daß dies einmal gebaut würde!›»

Als sei Hitlers gefährlicher Verwirrung noch nicht genug Nahrung gege-

ben, schien der Lauf der Ereignisse seine wildesten Phantasien zu bestätigen, schien der Erfolg zu belegen, was er schon immer geahnt. «Zu oft», so hat Speer später bemerkt, «seien seine verrücktesten Träume in Erfüllung gegangen» und hätten ihn damit im Glauben an seinen «gute[n] Stern» – in seiner «Tischlein-deck-dich-Erwartung» – bestätigt. Und tatsächlich konnte Hitler nun seinen Zweiflern («sie sagten immer, ich sei wahnsinnig») auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn entgegenschleudern: «Wer hat nun recht gehabt? Der Phantast oder Sie? *Ich* habe recht gehabt! Und ich werde auch für die Zukunft recht behalten!»

Solange sich Hitlers Phantastenwut auf den Entwurf überdimensionaler Kuppelhallen und die Erfindung vegetarischer Ersatznahrung beschränkte, schien es sich dabei nur um die im Grunde harmlosen Träumereien eines weiteren Wiener Kaffeehaus-Enthusiasten zu handeln. Bald jedoch sollte sich sein ruheloser Geist mit gleichem Eifer neuen und diesmal weit weniger harmlosen Ideen zuwenden.

TEIL I

WEGE NACH MÜNCHEN

1. DER UNGLÜCKSMENSCH

Sie waren alle da. Der hochdekorierte Kriegsminister und Generalfeldmarschall, die drei Oberbefehlshaber der Wehrmachtsteile, selbst der erfahrene Außenminister, der schon unter Ebert und Stresemann gedient hatte. Sie alle waren an diesem 5. November 1937 auf seinen Wink in die Reichskanzlei geeilt, um anzuhören, was Adolf Hitler zu sagen hatte. Und er hatte eine Menge zu sagen.

Weit hatte Hitler es gebracht, war vom Gefreiten zum Putschisten, vom Gefängnisinsassen zum Staatsoberhaupt geworden. Im Amt war ihm, so schien es, noch Staunenswerteres geglückt. Während die sofort einsetzende Kriegsrüstung die Wirtschaft ankurbelte, spendierte der Diktator den «Volksgenossen» bisher unbekannte Wohltaten – finanziert durch unverantwortliche Schulden und geraubten jüdischen Besitz. Den Deutschen gefiel das. Noch überraschender waren die außenpolitischen Erfolge gewesen. Wo demokratische Politiker sich jahrelang vergeblich um kleinste Zugeständnisse bemüht hatten, da waren ihm binnen Kurzem nie gekannte Durchbrüche gelungen. Das Saarland hatte er zurückgeholt, die Wehrpflicht wieder eingeführt und das Rheinland wieder besetzt. Bald würden Österreich und die Tschechoslowakei folgen. Wenn Hitler es bei solchen Erfolgen belassen hätte, so der Historiker Joachim Fest, wäre er wohl als gefeierter Staatsmann in die Geschichte eingegangen.

Der Erfolg war zu leicht gewesen. Gegen alle Wahrscheinlichkeit und den Rat der Experten war ihm wieder und wieder geglückt, was nur er für möglich gehalten hatte. Auf den Kanzlerposten hatte er bestanden, obgleich es hieß, der sture Hindenburg werde ihn nie ernennen. Den konservativen Regierungspartnern, die geglaubt hatten, spielend mit ihm fertigzuwerden, schwor er noch im Vorzimmer der Vereidigung ewige Kameradschaft («mein feierliches Ehrenwort, daß ich mich von keinem der hier anwesenden jemals trennen werde»), nur um sie dann alle mit brutaler Gewalt an

die Wand zu drücken. Vor Gewalt, *die* Lektion hatte er schon in seiner Münchner Anfangszeit gelernt, kapitulierten die Bürgerlichen immer. Die gleichen Methoden hatte er auch in der Außenpolitik angewandt. Während er nach außen moderat auftrat – im Reichstag hatte er eine einstündige «Friedensrede» gehalten –, wurde im Untergrund mächtig die Rüstung zum Krieg vorangetrieben. Wieder sagten ihm die Fachleute, dass dergleichen einfach nicht gehe, dass die Währungsreserven für eine solche Riesenarmee nicht ausreichten und das Ausland der Zerstörung des Versailler Vertrages wohl kaum tatenlos zusehen werde. Doch sollte er erneut recht behalten. Die ausländischen Besucher fanden, dass der neue Kanzler bei Lichte betrachtet doch ein wirklich großer Mann sei (der ehemalige Premierminister Lloyd George nannte ihn den «George Washington Deutschlands»), und der dreist übertriebenen Rüstungsmacht beugten sich die Appeaser schneller noch als die Weimarer Politiker der Drohung mit dem Bürgerkrieg. Wo alle nur mit halber, zweifelnder Kraft dabei sind, wird der, der mit letztem Einsatz zu spielen bereit ist, immer gewinnen – eine Zeit lang jedenfalls.

So mussten sie ihm denn nun wohl oder übel zuhören, die Spitzen der deutschen Streitkräfte und Diplomatie. Mussten sich anhören, was er auf dem Höhepunkt seiner unumschränkten Macht mit dieser anzufangen gedachte. Eigentlich sollte es an diesem Tag um die unvermeidlichen Probleme der Aufrüstung gehen. Die knappen Ressourcen konnten nur einmal eingesetzt, für Wirtschaft oder Militär, für Marine oder Luftwaffe verwendet werden. Doch hatten dergleichen Detailfragen Hitler noch nie interessiert. Lieber ging er ins ganz Große. «Von derartiger Bedeutung» seien die Dinge, die er ihnen gleich eröffnen werde, dass er sie gar nicht erst dem Kabinett vortragen wolle. Vielmehr habe das Folgende als «testamentarische Hinterlassenschaft für den Fall seines Ablebens» zu gelten. Dann ging es los.

«Das Ziel der deutschen Politik», begann Hitler seine Ausführungen, «sei die Sicherung und die Erhaltung der Volksmasse und deren Vermehrung.» Da die Deutschen über einen «fest geschlossenen Rassekern» verfügten, sei bei ihnen «das Anrecht auf größeren Lebensraum mehr als bei anderen Völkern». Könne Deutschland nicht wachsen, müsse es schrumpfen. Mit dem bisherigen Raum jedenfalls sei eine Selbstversorgung mit Rohstoffen nur schwer durchführbar, weil es an Kupfer und Zinn fehle, und mit Nahrungsmitteln nicht möglich, weil der deutsche Boden «infolge der Kunst-

düngung bereits Ermüdungserscheinungen aufweise.» Probleme, die sich bei anhaltendem Geburtenüberschuss noch verstärken würden, «da das Kind ein stärkerer Brotesser als der Erwachsene sei.» Die einzige, «vielleicht traumhaft erscheinende Abhilfe», so Hitler, liege daher «in der Gewinnung eines größeren Lebensraumes». Weil nun aber sowohl England als auch Frankreich «ein starker deutscher Koloß inmitten Europas ein Dorn im Auge sei» und sich das Empire auch weigere, seine überseeischen Gebiete abzutreten, müsse Deutschland wohl oder übel kämpfen. «Zur Lösung der deutschen Frage», so Hitlers Schluss, «könne es nur den Weg der Gewalt geben».

Glücklicherweise seien die Umstände für ein solches Unterfangen gerade besonders günstig. Während das britische Empire mitnichten an Dauerhaftigkeit mit dem Römischen Reich vergleichbar sei (hier schloss sich ein Exkurs über Aufstieg und Fall des antiken Roms an), gehe Frankreich unfehlbar inneren Schwierigkeiten entgegen. Jedenfalls sei es gefährlich, länger zu warten. «Sollte der Führer noch am Leben sein», vermerkt das Protokoll an dieser Stelle, «so sei es sein unabänderlicher Entschluß, spätestens 1943/45 die deutsche Raumfrage zu lösen.» Bis dahin sei es erstes Ziel, «die Tschechei und gleichzeitig Österreich niederzuwerfen, um die Flankenbedrohung eines etwaigen Vorgehens nach Westen auszuschalten.» Auch dafür seien die Umstände günstig, da England die Tschechoslowakei bereits «abgeschrieben» habe und Frankreich sich ohnehin an den deutschen Westbefestigungen «festlaufe[n]» werde. Überhaupt sei ein deutsches Vorgehen schon vor 1943 möglich, da nämlich demnächst ein Krieg Frankreichs und Englands gegen Italien anstehe. In diesem in Hitlers Vorstellung sich vornehmlich in Nordafrika abspielenden Konflikt sei die Niederlage des faschistischen Italien «wenig wahrscheinlich». Das, so schloss der Reichskanzler seine Ausführungen, müsse Deutschland «blitzartig schnell» ausnutzen.

Dazu sollten die Generäle nun Stellung nehmen. Und tatsächlich entspann sich eine Diskussion, die dem anwesenden Adjutanten zufolge «zeitweilig sehr scharfe Formen» annahm. Nicht, dass einer der Zuhörer etwas gegen die Besetzung Österreichs oder die Zerschlagung der Tschechoslowakei einzuwenden gehabt hätte. Doch war, was Hitler da an waghalsigen Kriegsplänen mit ein, zwei, gar drei gleichzeitigen Gegnern verkündet hatte, selbst für die NS-freundlichen Oberbefehlshaber zu viel. Man dürfe keineswegs zulassen, so Kriegsminister Blomberg – und der Oberbefehls-

haber des Heeres Fritsch sekundierte ihm dabei –, dass England und Frankreich zu Gegnern würden. Selbst bei einem Krieg gegen Italien sei das französische Heer dem deutschen im Westen durchaus überlegen, während im Osten sich die Wehrmacht an den tschechischen Befestigungen die Zähne ausbeißen werde. Überhaupt sei, so der vorsichtige Einwand des erfahrenen Außenministers Neurath, «ein italienisch-englisch-französischer Konflikt noch nicht in so greifbarer Nähe […] als es der Führer anzunehmen schiene.» Hitler jedoch wollte von derlei sachlichen Einwänden nichts wissen. Den Argumenten der Militärs entgegnete er nur, «in Wiederholung seiner bisherigen Ausführungen», dass er eben von der Nichtbeteiligung Englands und Frankreichs überzeugt sei, und der Außenminister, der die Realität eines baldigen italienisch-englisch-französischen Krieges nicht zu sehen vermochte, musste sich anhören, dass ein solcher Konflikt, ganz im Gegenteil, schon im «Sommer 1938» anstehe. Die vor der Tür wartenden Sachverständigen wurden erst gar nicht zugelassen.

Wie war dergleichen möglich? Wie konnte es sein, dass kaum zwanzig Jahre nach Ende des letzten, mörderischen Weltkrieges das deutsche Staatsoberhaupt erneut ausschweifende Kriegspläne, ja Kriegsabenteuer ankündigte, die selbst den eigenen – durchaus nicht pazifistisch gestimmten – Oberbefehlshabern als «Phantasie» erschienen? Die Beantwortung dieser für unsere Geschichte zentralen Frage soll uns zunächst beschäftigen.

[…]

Hitler an der Macht

Nach dem bisher Gesagten mag es verwundern, wie es Hitler gelang, derart phantastische Vorstellungen nicht nur auszubilden, sondern tatsächlich in die Tat umzusetzen. Wie war es möglich, dass die absurde Gedankenwelt eines Mannes – dieses Mannes – zum Ausbruch eines Weltkrieges führen konnte? Warum wurden Hitlers so offensichtlich unsinnige Ideen nicht abgerieben durch die üblichen Friktionen des Regierungsalltags, seien es materielle Beschränkungen oder professioneller Widerspruch? Kurz, warum drang die Realität nicht in die Hitler-Blase?

Als Adolf Hitler am 30. Januar 1933 die Macht übernahm, waren die Erwartungen der Anhänger groß. Nach den vermeintlich würdelosen Demokraten (dem Reichspräsidenten Ebert war das Tragen einer Badehose zum Verhängnis geworden) und den abgehobenen «Herrenreitern» der letzten Präsidialkabinette würde jetzt der einfache «Arbeiter und Soldat», der Mann aus dem Volk («in einer Hütte geboren») in das Kanzleramt einziehen. Eifrig genährt wurden solche Vorstellungen von Goebbels' Propaganda, die nicht müde wurde, vom pflichtbewussten Reichskanzler zu berichten, der nachts wacht, damit das Volk schlafen kann. Nichts davon war wahr.

Schon in seiner Wiener Zeit hatten die Tage für Hitler spät begonnen («Ein Versuch ihn wachzurütteln, war ein riskantes Unternehmen») und waren dann mit Vorliebe lesend und zeichnend im Park verbracht worden. Derselbe «künstlerische» Lebensstil – Albert Speer sprach vom «extrem informellen» Tagesablauf – hielt nun auch in der Reichskanzlei Einzug. Zwar schien Hitler nach der Amtsübernahme, als das Amt noch neu und aufregend war, kurzzeitig durchaus geneigt, sich an eine in Ansätzen geregelte Arbeitszeit zu halten – schon fürchtete man in seinem Umkreis, man müsse sich jetzt wohl eine Uhr zulegen –, doch waren solche Anwandlungen schnell wieder verschwunden. Zu tief verwurzelt waren die antibürgerlichen Affekte, und zu stark war, was man wohl die schlichte Faulheit des neuen Reichskanzlers nennen muss. Die eigene Trägheit zum besonderen Ausdruck seines überlegenen Genies stilisierend, verkündete Hitler, es komme bei «Männer[n] von großen Gedanken […] nicht auf das Maß der bewältigten Kleinarbeit an, sondern auf das richtige Denken. Und da genügten 2 Stunden konzentrierter Arbeit am Tage vollkommen.»

Wie durchaus unironisch solche Bemerkungen waren, sollte sich bald zeigen. «Aktenstudium liebte er nicht», hat einer seiner Weggefährten festgehalten, und in der Tat wird aus Hitlers Umgebung einstimmig das Bild vom «tintenscheuen» Diktator überliefert («Schreibtische waren für ihn nur Dekorationen»), der weder regelmäßige Bürozeiten noch überhaupt die Sinnhaftigkeit eines Arbeitsplatzes einzusehen vermochte: «Am Schreibtisch ist der Hitler weder im Braunen Haus in München noch in der Reichskanzlei eigentlich irgendwie gesessen.» Selbst für Vorträge mündlicher Art war Hitler nur selten zu erreichen, sodass sein Privatsekretär bald klagte, er müsse froh sein, «ihm alle vierzehn Tage einmal die eingelaufene Post vortragen» zu können. Wolle man Hitler persönlich treffen, so Heß, müsse

man «nach drei Uhr ins Café Heck gehen.» Doch selbst wenn sich die stets unberechenbare Gelegenheit einer persönlichen Aussprache ergab, entwickelten diese sich oft zu ausschweifenden Monologen über irgendein Hitler gerade interessierendes Spezialthema, die sich, so berichtete sein Adjutant, gelegentlich bis «tief in die Nacht» hinzogen. Er sei eben, so hat ein langjähriger Begleiter überliefert, der Meinung gewesen, «daß sich vieles von selbst erledigte, wenn man nur nicht daran rühre.»

Statt seine Lebens- und Arbeitsgewohnheiten den Erfordernissen seiner Position anzupassen, hatte der neue Reichskanzler kurzerhand entschieden, die eigene Lebensweise zur Maßgabe des neuen Amtes zu machen. Besprechungen wurden fortan in Hitlers Privatwohnung abgehalten, wichtige Nachrichten bei Gelegenheit des Mittagstisches vorgelegt. Überhaupt wurde die mittägliche Tafel zur zentralen Stelle der Regierungskommunikation. «Der Mittagstisch», so erinnerte sich Albert Speer in seinen Memoiren, «war die große Informationsmöglichkeit für alle. Ohne ihn wäre alles recht unorientiert gewesen.» Wo jede geregelte Ordnung fehlte, wurden unberufenen Einflüssen Tür und Tor geöffnet. Im Hotel Kaiserhof «verkauften» die Kellner die Nebentische meistbietend, und im schon erwähnten Münchner Café Heck wurden «die brennendsten Probleme», so wird berichtet, «im Kreis von alten Parteifreunden, Künstlern, Journalisten und Münchener Originalen» besprochen. Kabinettsitzungen gab es schon lange nicht mehr.

Notwendig war diese von Hitlers Pressechef so bezeichnete «fliegende» Form der Regierungsführung nicht zuletzt, weil sich der Diktator nahezu ständig auf Reisen befand. «Ich kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen», gestand er freimütig ein, «als tagaus, tagein im Büro zu sitzen und dort über Akten etcetera pp. zu hocken und dadurch mein Leben zu fristen.» An äußeren Anlässen, der geregelten Arbeit zu entkommen, war naturgemäß kein Mangel. Stets fand Hitler dringende Gründe, und unablässig mussten irgendwo Baustellen inspiziert, Autobahnen eingeweiht, Ausstellungen eröffnet oder Reden gehalten werden. Mit auffälliger Häufigkeit rief ihn die Amtspflicht ins bayerische Land, wo er, wie zeitgenössische Aufzeichnungen belegen, «die meiste Zeit […] vagabundierend und flanierend auf Bauplätzen, in Ateliers, Cafés und Speisehäusern verbracht[e]». «Ein Wunder,» bemerkte sein Adjutant noch vor Ausbruch des Krieges, «daß der Staatsapparat so lange ohne größere Reibungen ging.»

Hitlers liebstes und mit Abstand am häufigsten aufgesuchtes Reiseziel war der Berghof. Hier, «in der majestätischen Ruhe des Gebirges», so hat er später selbst erzählt, «sind meine besten Entschlüsse gereift», und auch in seiner Umgebung sah man den Berghof einstimmig als Ort der großen Entscheidungen an. Überzeugt von der erkenntnissteigernden Kraft der oberbayerischen Bergwelt («Die Phantasie wird da viel angeregter»), glaubte er hier in der Lage zu sein, sich in jenen entrückten poetischen Zustand zu versetzen, den er für seine Entscheidungsfindung für unentbehrlich hielt: «Nachts sehe ich oft stundenlang von meinem Schlafzimmer aus auf die Berge hinaus, da kommt die Klarheit.» Ob ihn tatsächlich die Inspiration der Berge oder die – durchaus irdische – Tatsache der Anwesenheit seiner Geliebten Eva Braun zum Obersalzberg trieb, jedenfalls verbrachte Hitler bald mehr Tage auf dem Berghof als in Berlin.

Hatte für Hitler anfangs noch die unbelassene Natur den besonderen Reiz ausgemacht, so wurde der Berghof zunehmend zur nach Führerwunsch gestalteten Modellwelt. «Wie bei einem plötzlich in Mode gekommenen Kurort», so hat Albert Speer berichtet, wurden unablässig neue Unterkünfte errichtet, Promenaden durch den einst ursprünglichen Wald getrieben und ganze Dörfer dem Erdboden gleichgemacht; wobei ein alter Bauernhof, der das Unglück hatte, zu nahe am hitlerschen Domizil zu stehen, nach einem dezenten Wink des Diktators («schön wäre das, wenn der einmal nicht mehr wäre») unverzüglich eingeebnet wurde. Einher mit der Errichtung dieses künstlichen Refugiums ging eine zunehmende Isolierung des Hausherrn. Abgesichert durch SS-Wachen und kilometerlangen Drahtzaun, schirmten gleich mehrere sogenannte Schutzzonen das Staatsoberhaupt von ungebetenen Gästen ab und ermöglichten schließlich nur noch einer handverlesenen Gruppe auserwählter Privilegierter den Zugang in dessen «politisches Reservat». Mehr noch als in Berlin gelang es Hitler damit, sich erfolgreich von jedweder organisierten Regierungsarbeit abzuschirmen, und vergeblich versuchten die Spitzen der Bürokratie in das «Führersperrgebiet» vorzudringen.

Statt mit politischen Angelegenheiten verbrachte Hitler seine ausgedehnten Aufenthalte auf dem Berghof lieber mit Müßiggang. Ganz wie zu Wiener Zeiten schlief er weit in den Tag hinein und kam «meist […] erst um 1 oder 2 zum Vorschein», wodurch er auch den Rest des Haushaltes zur Untätigkeit zwang, bis der Kammerdiener das ersehnte Zeichen («Der Füh-

rer ist aufgestanden, die Wasserleitung darf aufgedreht werden») gab. Erschien Hitler dann, so ging sein erster Griff nach den Presseberichten, die zu lesen er in vergeblich vorgetäuschter Familiarität bestand. «Ein merkwürdiges Gefühl», so erinnerte sich ein Besucher später, «wenn man auf der Ofenbank saß, und plötzlich kam dieser Fürst der damaligen Welt und setzte sich stumm mit einer Zeitung dazu. Es kostete körperliche und seelische Überwindung, die vorgeschriebene Ruhe und Ungezwungenheit sitzend zu bewahren.» Schließlich folgten Besprechungen und dienstliche Anweisungen, nach denen sich Hitler jedoch erneut wieder ins Obergeschoss zurückzog, während unten bereits eine Schar hungriger Gäste bei Sekt und Fruchtsaft auf das späte Mittagessen wartete. Erst mit der Rückkehr des Hausherrn verstummten die Gespräche, wobei Hitler selbst sich leutselig gab und die Teilnehmer demonstrativ zur Lockerheit ermunterte: «Sein Gesicht war das eines wohl gelaunten biederen Gastgebers, der in seinem Landhaus eine Gesellschaft gibt.»

Trotz solcher ostentativer Zuvorkommenheit war das anschließende Mittagessen für die Teilnehmenden nur schwer zu ertragen. Schuld daran war nicht nur das als «unterdurchschnittlich» beschriebene Essen – Hitler ließ seine vegetarische Diätkost auch den übrigen Gästen zugutekommen –, sondern vielmehr die geradezu niederdrückende Atmosphäre, die der Diktator bei Tisch verbreitete. Schon die Sitzordnung – der lang gestreckte Tisch, Hitler in der Mitte – ließ keine Gespräche aufkommen, und solche waren auch nicht gewollt. Vielmehr brauchte der Gastgeber seine Gesellschaft nur als «Staffage», als stummes Auditorium, das die ewig gleichen, ewig oberflächlichen Themen über sich ergehen lassen musste. Die Serviette faltend, Salz- und Pfefferstreuer zurechtrückend, setzte Hitler zu seinen berüchtigten Monologen an. Die später im Krieg aufgezeichneten «Tischgespräche» – sinnigerweise «Monologe im Führerhauptquartier» genannt –, in denen Hitler über die Ursache der Angst des Menschen vor dem Regenwurm («vermutlich […] aus einer Zeit, in der große Tiere dieser Art den Menschen geängstigt haben»), das Auftauchen altgriechischer «Vor-Mond-Menschen» in Südamerika («worin wir eine Anspielung auf das Weltreich der Atlantis zu sehen haben, das der Mondkatastrophe zum Opfer gefallen ist») sowie den kulturellen Niedergang der – nie bereisten – englischen Insel («in keinem Land wird Shakespeare so schlecht gespielt wie in England») schwadronierte, vermitteln einen Eindruck vom geistigen Niveau

dieser mäandernden Ausführungen. «Die Adjutanten», erinnerte sich später einer der Teilnehmer, «hörten gar nicht mehr hin.»

Nach überstandenem Monolog – in späteren Jahren beendete Eva Braun den hitlerschen Redefluss, indem sie «mit lauter Stimme nach der Uhrzeit» fragte – brach die Gesellschaft zum nachmittäglichen Spaziergang auf. Ziel war stets das in bequemer Manier bergab zu erreichende Teehaus, wo die Tafel bereits vom zuvor unterrichteten Personal für die von der halbstündigen Wanderschaft erschöpfte Gruppe gedeckt worden war. In schweren Polstersesseln, deren ungünstige Anordnung jede Gesprächsführung erstickte, saß dann die Tischgesellschaft im überheizten Raum bei Bohnenkaffee und Apfelkuchen, bis der Reichskanzler, der sich hier «besonders gern in endlose Selbstgespräche» verlor, über seinen eigenen Monologen eingeschlafen war. «Die Gesellschaft», so Speer, «unterhielt sich dann im Flüsterton weiter und hoffte, daß er rechtzeitig zum Abendessen wieder aufwache.»

Gegen 18 Uhr war auch diese Prüfung überstanden, und die Runde machte sich auf den Rückweg; die Gäste zu Fuß und Hitler – weil nun bergauf – im eigens angefertigten schwarz lackierten VW-Cabrio. Oben angekommen, zog er sich auf sein Zimmer zurück, um erst wieder zum gewöhnlich um 8 Uhr angesetzten Abendessen zu erscheinen. Erneut versammelte man sich dann in gezwungener Festlichkeit um den schon vom Mittag bekannten Tisch, und erneut dozierte Hitler, diesmal bei Spiegelei und Kartoffelbrei, über die Welt, wie er sie sah. Doch war der Abend für die Teilnehmer damit noch nicht zu Ende. Mit der nur scheinbar offenen Frage «Wollen wir uns noch ein bißchen an den Kamin setzen?» leitete Hitler den zweiten, noch ermüdenderen Teil des Tages ein. Nun versammelte sich die Gesellschaft in der von Hitler besonders geliebten Großen Halle um den Kamin, der auf ausdrücklichen Wunsch des Hausherrn auch an Sommerabenden brannte. Doch ließen überdimensionale Proportionen und weit auseinandergezogene Möblierung einmal mehr nur rudimentäre Gespräche zu: «In dieser großen Runde war es schwierig, eine allgemeine Unterhaltung in Gang zu bringen. Das gedämpfte Licht, die dicken Teppiche, die jeden lauten Schritt verschluckten, und das leise Knistern der brennenden Scheite im Kamin verführten zum Schweigen.» Um der bleiernen Stille zu entgehen, ließ Hitler gelegentlich Musik auflegen, deren immergleiches Repertoire aus wagnerscher Schwere und süßlicher Operettenmelodie jedoch selbst

Hartgesottene aus der Halle trieb. «Hitlers Mitarbeiter», so hielt ein Teilnehmer fest, «liebten die Schallplattenabende noch weniger als die Kaminunterhaltungen. Einer um den anderen verließ die Halle.»

Beliebter waren die abendlichen Filmvorführungen, deren enormer Umfang von bis zu drei Filmen pro Abend die für die Beschaffung der hitlerschen Filme zuständige Abteilung im Propagandaministerium jedoch vor nicht geringe Herausforderungen stellte, sodass man schließlich gezwungen war, auf ausländische Produktionen zurückzugreifen, um Hitlers unstillbares Bedürfnis nach seichter Unterhaltung («achtzehn Mickymaus-Filme») zu befriedigen. Selbst nach solcherart ausgedehnter Unterhaltung war der Abend noch nicht zu Ende. Animiert vom gerade gesehenen Film, setzte Hitler erneut zu ausschweifenden, von der Architektur bis zur Uranforschung «alles Mögliche» umfassenden Ausführungen an. Kam er dabei auf den Weltkrieg zu sprechen, so hat sein Adjutant festgehalten, «konnte es sein, daß wir ihm bis morgens um 3 Uhr zuhören mußten. […] Wir waren deshalb bereit, jeden Gast meuchlings umzubringen, der nach 23 Uhr abends noch die Sprache auf eines der verwünschten Lieblingsthemen brachte.»

Selbst hartgesottenen Veteranen dieser Runde fiel es nun schwer, die bleierne Müdigkeit zu bekämpfen, zumal auf dem Berg Alkohol ungern gesehen und der Konsum von Tabak auf besondere Anordnung Hitlers strengstens verboten war – weshalb denn auch Goebbels gelegentlich heimlich rauchend auf der Toilette angetroffen werden konnte. Erst wenn Hitler sich endlich, gewöhnlich zwischen zwei und drei Uhr morgens, zum Schlafen verabschiedete, lebte die Runde, nun von der lähmenden Anwesenheit des Diktators befreit, noch einmal zu kurzer, hektischer Unbeschwertheit auf: «Auf einmal herrschte eine Stimmung und Heiterkeit, über die sich Hitler sehr gefreut hätte, wenn sie in seinem Beisein stattgefunden hätte.»

So in groben Zügen der Tagesablauf, wie er sich auf Hitlers ausdrücklichen Wunsch in stets gleicher Eintönigkeit auf dem Berghof vollzog. Selbst in Berlin mochte Hitler nicht auf die gewohnte Routine verzichten, und so traf man sich auch dort bald nach dem nachmittäglichen Kaffeebesuch im Kaiserhof zu ausgedehnten Filmvorführungen («drei bis vier Stunden»), an die stets die allabendliche Kaminrunde anschloss, «bis sich Hitler end-

lich um zwei Uhr morgens verabschiedete.» Ganz offensichtlich benötigte Hitler diese Art der bedeutungslosen, allein auf ihn zugeschnittenen Unterhaltung zur regelmäßigen Entspannung. Während der Diktator sich jedoch «immer wie ein Kind auf seine nächtliche Teegesellschaft» freute, waren die endlosen Stunden auf dem Berg für die teilnehmenden Gäste nur schwer zu ertragen.

Gleichzeitig jedoch war es nur unter Aufgabe aller politischen Ambitionen möglich, sich zu entfernen. Schon die Abwesenheit aus der gefürchteten Kaminrunde zog unweigerlich die Ermahnung des eigens ausgeschickten Dieners nach sich («Der Führer vermisst seine Gesellschaft»), und obgleich die Teilnahme am Spaziergang selbstverständlich freigestellt war, so wurde doch jeder der Gäste von den Ordonanzen einzeln gefragt, ob er denn gewiss nicht teilnehmen wolle. Vollends unmöglich wurde dagegen, wer dauerhaft dem Berghof fernblieb. Abgeschnitten vom Zentrum der Macht und umgehend ersetzt durch unablässig nachrückende «Parteigenossen», begann der eigene Stern rasch zu sinken. «Jemand, der für längere Zeit aus seinem Gesichtskreis verschwand», so hat Albert Speer berichtet, pflegte Hitler «einfach abzuschreiben.»

Doch hatte die ständige Nähe zu Hitler auch ihren Preis. An Arbeit war angesichts des dicht gedrängten Unterhaltungsprogramms nicht zu denken und jedwede Art ernsthafter Beschäftigung ohnehin nicht gewünscht. Stattdessen führten die in sinnloser Eintönigkeit zugebrachten Stunden allmählich zur völligen körperlichen und geistigen Erschöpfung. So wie einst in Versailles der unerlässliche, aber ruinöse Aufenthalt am königlichen Hofe zu immer nur gesteigerter Abhängigkeit von der Gnade des Sonnenkönigs geführt hatte, so bedeutete auch die dauernde Anwesenheit am Berghof das unausweichliche Ende der eigenen Souveränität. Zwischen Knödelsuppen und Sahnetorten war keine unabhängige Machtbasis aufzubauen, und wer vermochte noch dem Diktator souverän entgegenzutreten, nachdem er kritiklos einen stundenlangen Kamin-Monolog über die Vorteile vegetarischer Ersatznahrung über sich hatte ergehen lassen?

Allmählich bildete sich so um Hitler ein Kreis loyaler, ihm bedingungslos ergebener Gefolgsleute. Schon in der Münchener Zeit hatte er sich vornehmlich mit «simple souls», wie sie ein Zeitzeuge nannte, umgeben: «Es waren Männer aus den bescheidensten Verhältnissen, wie er selbst,

Männer, die nichts von der großen Welt jenseits ihrer eigenen Städte wussten, aber aufrichtig, begeistert, loyal waren und in Hitler nicht nur ein Genie, sondern einen inspirierten Propheten sahen.» Eben jenen Typus des unkritischen, nichts hinterfragenden und alles befürwortenden Gefolgsmannes suchte er sich auch als Reichskanzler bewusst für seine Umgebung aus. Kritische Worte, gar harter Widerspruch in der Sache war aus diesem Kreis von «Jasagern und geistigen Eunuchen» nicht zu erwarten. Stattdessen bevorzugte Hitler die Gesellschaft ahnungsloser Laien, die er mit sinnlos memorierten Zahlenkolonnen und auswendig gelernten Weisheiten zu beeindrucken vermochte. Das Ergebnis war entsprechend. Während gelegentliche Besucher angesichts der vorherrschenden «Servilität der Umgebung» den Eindruck hatten, «dass sie alle vollkommen in seinem Bann standen» («Man war immer froh, wenn man da wieder weg war»), war es selbst für Hitlers treuen Adjutanten «fast unverständlich, wie der begabte Mann das dürftige Niveau seiner nächsten, ständigen Umgebung Tag für Tag ertragen konnte.»

Für unsere Frage, wie Hitler in der Lage war, seine irrationale Weltanschauung gänzlich unbekümmert von jeder Realität aufrechtzuerhalten, liefert diese durchaus als prekär zu bezeichnende Soziologie von Hitlers innerem Kreis eine Antwort. In dieser ausgesuchten Dilettantenrunde konnte Hitler unwidersprochen über kosmologische Fragen dozieren («unser nächster Mond wird vielleicht der Mars sein!»), und selbst absurdeste Thesen wie seine vor versammelter Runde vorgetragene Behauptung, dass «Eis […] nicht gefrorenes Wasser» sei («sondern Wasser ist geschmolzenes Eis»), erregten keinen Widerspruch. Nach der Teilnahme an einer nächtlichen Runde in der Reichskanzlei im August 1938 war der Adjutant des Heeres «recht erschüttert» von einem «stundenlang tief bis in die Nacht hinein» reichenden Monolog Hitlers. Schlimmer noch als Hitlers Suada – diesmal über die verderbliche Wirkung der Homosexualität auf die Kunst der Griechen – sei die Reaktion der Zuhörer gewesen: «Das schlimmste war das Nach-Dem-Munde-Reden und manche versuchten, den Führer noch zu übertrumpfen.»

Durch die ständige, nie widersprochene Wiederholung der immer gleichen Themen und Theorien vermochte der Diktator sich in endlosen Monologen gleichsam selbst die Richtigkeit seiner Ansichten zu bestätigen.

So wurde der Berghof zur eigens für Hitler errichteten Filterblase, zum – wie es einer der Gäste nannte – «Treibhaus», in dem Hitler, «abgeschlossen, geschützt gegen den natürlichen frischen Luftzug der Wirklichkeit», sich selbst in einen Zustand versetzte, für den das amerikanische Rechtssystem den Begriff der «*willful blindness*» kennt.

Allmählich drängte sich selbst engsten Vertrauten der Verdacht auf, dass es mit den Einsichten des «Führers» wohl doch nicht so weit her war. Hitler habe sich, so Speer, in seiner «Neigung, überall mitzureden, sich zu jeder Frage mit großer Entschiedenheit zu äußern, auch wo ihm das notwendige Fachwissen fehlte […] kaum vom ‹Stammtischbruder› unterschieden.» Tatsächlich war es durchaus kein Zufall, dass Hitlers geistige Vorbilder, von Richard Wagner bis Karl May, allesamt autodidaktische Außenseiter waren. Wie Karl May war auch Hitler davon überzeugt, eine Welt erfassen zu können, die er nie gesehen hatte, und wie er schon in Wien meinte, mit genialer Phantasie mangelndes Handwerk ersetzen zu können, so glaubte er auch jetzt, mit Kreativität und Unbeugsamkeit der widerspenstigen Wirklichkeit trotzen zu können. Noch im Krieg verkündete Hitler stolz, «daß er seine größten geographischen Kenntnisse durch die Lektüre von Karl May erhalten habe», und sein Adjutant hielt es für durchaus wahrscheinlich, dass das deutsche Staatsoberhaupt seine «oftmals grotesk falschen Meinungen über die Kultur anderer Nationen und ihre Denkweise» «vorwiegend den Massen seichter Unterhaltungsfilme» zu verdanken habe, die auf dem Berghof täglich konsumiert wurden.

Die unvermeidbare Konsequenz solcher Zustände war ein Dilettantismus, der selbst neutrale Beobachter schockierte. Nachdem er einen hitlerschen Monolog über den englischen Volkscharakter über sich hatte ergehen lassen müssen, begann der seinerseits weitgereiste schwedische Geschäftsmann Birger Dahlerus sich nach eigener Aussage «sicherer zu fühlen einem Mann gegenüber, dessen wirkliche Kenntnisse von England gleich Null waren» («Das Querulantenhafte in seinem Charakter trat sehr deutlich hervor»). Und als Hitler in einem ausschweifenden Vortrag gegenüber dem polnischen Botschafter die Tschechoslowakei des «Nationalkommunismus» bezichtigte, vermochten sich die hinzugezogenen Analysten in Warschau einfach keinen Reim auf dergleichen sinnlose Aussagen zu machen: «Man hielt sie», so erinnerte sich der polnische Botschafter später, «für das Geschwätz eines Halbverrückten.»

Allmählich hielt denn auch ein in Deutschland bisher unbekannter Dilettantismus Einzug in die höchsten Ränge des Staates. Beladen mit antibürgerlichen Affekten und ständig in Furcht vor jenen «verzopfte[n] Staatsdiener[n]» und «verständnislose[n] Bürokraten», die schon seine Aufnahme an der Wiener Kunstakademie vereitelt hatten, hatte Hitler eine gewohnheitsmäßige Ablehnung gegen jede Art fachlicher Expertise ausgebildet, die durch die Erfolge im Amt nur noch gesteigert wurden. Zu oft hatten ihn die Experten gewarnt, dass die Aufrüstung nicht finanzierbar, die Außenpolitik nicht machbar sei. Es war ja doch alles irgendwie gutgegangen. «Ich bevorzuge», so Hitlers Schlussfolgerung «grundsätzlich Dilettanten, denn die Spezialisten kommen immer und sagen: ‹Das geht nicht.› Sie haben immer Einwände […].»

[…]

TEIL III

KRISE

1. ÜBER DIE SCHWELLE

Dienstag, 22. August

Die Nachricht von Ribbentrops Flug nach Moskau, vom bevorstehenden Pakt der totalitären Systeme, hatte eine Wirkung auf die europäische Öffentlichkeit, wie wir sie uns heute kaum mehr vorstellen können. Gierig, der Welt den unerwarteten Triumph persönlich zu verkünden, hatte Goebbels es sich nicht nehmen lassen, noch in der Nacht zum 22. August über den Reichsrundfunk die Neuigkeit vom unmittelbar bevorstehenden Abschluss eines Nichtangriffsvertrags zu verbreiten. Zwar ging der Propagandaminister damit weit über den tatsächlichen Stand der Verhandlungen hinaus (die Sowjets würden später ein Dementi veröffentlichen), doch war die sensationelle Meldung damit in der Welt. Der amerikanische Journalist William Hillman gab jedenfalls umgehend die Nachricht in der goebbelsschen Form nach London weiter, wo sie – noch vor der offiziellen Diplomatie – den russischen Botschafter erreichte. Dieser notierte in sein Tagebuch:

> Gestern Nacht, gegen zwölf, erhielt ich einen Anruf von Hillman vom International News Service, der aufgeregt ins Telefon rief, dass soeben folgende Nachricht aus Berlin eingetroffen sei: Deutschland und die UdSSR seien im Begriff, einen Nichtangriffspakt zu unterzeichnen. Ribbentrop würde morgen zu diesem Zweck nach Moskau fliegen. War dergleichen möglich? Unwillkürlich warf ich die Hände in die Luft.

Ähnliches Entsetzen lösten Hillmans nächtliche Anrufe in der britischen Regierung aus. Kriegsminister Hore-Belisha war gerade aus Paris zurückgekehrt, wo Daladier ihm eben noch erklärt hatte, er sei überzeugt von der russischen Unterstützung Polens, welche Warschau im Kriegsfalle auch ganz bestimmt nicht ablehnen werde. Nun erhielt auch Hore-Belisha zu später Stunde einen Anruf des amerikanischen Journalisten, der solchen Phantasien ein abruptes Ende setzte:

> Spät am Abend rief W. Hillman an, um mich über deutsch-sowjetischen Pakt zu informieren. Völlige Überraschung. Ankündigung war spät in der Nacht aus Berlin gekommen, wonach deutsche und sowjetische Regierung eine Einigung über Abschluss eines Nichtangriffspakts erzielt hatten. Ribbentrop geht morgen nach Moskau, um die Verhandlungen abzuschließen. Deutschland zwei Millionen Mann unter Waffen.

Das späte Eintreffen der nächtlichen Sensationsnachricht sorgte auch dafür, dass die englischen Zeitungen am nächsten Morgen die goebbelssche Erfolgsmeldung weitgehend ohne eigenen Kommentar abdruckten. Für die britische Regierung war die Nachricht vom bevorstehenden Abschluss somit, wie Oliver Harvey festhielt, «ein völliger Schock».

Dabei hatte es an Warnungen durchaus nicht gefehlt. Göring, die Brüder Kordt, Weizsäcker, der deutsche Widerstand und nicht zuletzt ein weit verzweigtes Netz an Informanten hatten in den Tagen zuvor noch einmal verstärkt vor der drohenden Annäherung gewarnt – und waren doch wieder nur auf taube Ohren gestoßen. Doch war nicht nur die Politik auf dem falschen Fuß erwischt worden. Auch die Militärs traf die Nachricht völlig unvorbereitet. Für Kriegsminister Hore-Belisha war sie eine «komplette Überraschung», Ironside fand die morgendliche Meldung «ungeheuerlich», und den Staatssekretär des Committee of Imperial Defence, Hastings Ismay, traf sie «völlig unerwartet»: «Wer hätte sich denn vorstellen können», so der verzweifelte Ismay, «dass zwei Gangster, die sich über Jahre hinweg die schlimmsten Beleidigungen an den Kopf geworfen hatten, über Nacht Küsse austauschen und zu Freunden werden würden?» So überraschend die Nachricht kam, so klar schien den Beteiligten die Schlussfolgerung. «Krieg scheint nun absolut sicher», notierte Ironside in sein Tagebuch und forderte die unverzügliche Mobilmachung. Gegen Mittag trafen sich die Spitzen der britischen Streitkräfte – Ironside, Gort und Pownall – zum Lunch mit dem Kriegsminister Hore-Belisha. Das Tagebuch Ironsides gibt einen Einblick in die Ratlosigkeit dieser Runde und überhaupt den verheerenden Eindruck, den der englische Kriegsminister in diesem entscheidenden Augenblick hinterließ:

> Noch nie habe ich einen Mann getroffen, der strategisch unvorbereiteter war, die ihm gestellten Fragen zu beantworten. Ständig fragte er, wie viele Divisionen die Polen hätten – und lag jedes Mal falsch – und konnte nicht dazu übergehen, was wir tun sollten. Weder Gort noch Pownall scheinen ihm – falls das nötig gewesen wäre – irgendein Memorandum aufgedrückt zu haben. Alles, was Belisha sagen konnte, war, dass wir in einer fürchterlichen Lage seien. Und das sind wir.

So markierte der Hitler-Stalin-Pakt den Übergang von der vagen Bedrohung am fernen Horizont zur konkreten, unmittelbar akuten Gefahr. Über den Sommer hatte Deutschland eine gewaltige Streitmacht von anderthalb Millionen Soldaten an der polnischen Grenze zusammengezogen, die nun, da das letzte diplomatische Hindernis beseitigt war, sich bereitmachte, binnen Tagesfrist loszuschlagen. Hinter dem Schleier der Ungewissheit kam zum Vorschein die nackte Gewalt – und der Westen war nicht vorbereitet.

[…]

Freitag, 25. August

Mit Abschluss des deutsch-sowjetischen Paktes hatten auch die alliierten Verhandlungen in Moskau ihren Sinn verloren. So jedenfalls sahen es die beiden westlichen Delegationsführer, die am Morgen des 24. August ihre Entscheidung bekannt gaben, die russische Hauptstadt noch am selben Tag zu verlassen. Auch im britischen Kabinett, wo das entsprechende Telegramm von Halifax persönlich verlesen wurde, kam man schnell überein, «dass es schwer zu sehen war, welchem nützlichen Zweck die Mission durch ihren Verbleib in Moskau noch dienen könne.» Jedoch, so einfach starben die Hoffnungen in dieser Krise nicht. Auch am 25. August waren die alliierten Unterhändler noch immer in Moskau.

Der Haltebefehl war aus dem Foreign Office gekommen. Nur zwei Stunden nach Eingang des Moskauer Telegramms wurde der britischen Delegation telefonisch mitgeteilt, unverzüglich alle Abreisevorbereitungen zu stoppen und auf weitere Anweisungen zu warten. Die kamen schließlich von Halifax persönlich. Der britische Botschafter solle unverzüglich Molotov aufsuchen und anfragen, ob die Bestimmungen des soeben abgeschlossenen Paktes weitere Verhandlungen mit den alliierten Delegationen unmöglich machten. Bis zum Erhalt der Antwort habe die Mission vor Ort zu bleiben. Eine Bitte um Unterstützung dieser Anfrage wurde nach Paris gesandt, wo Bonnet ebenfalls seinen Botschafter anwies, noch einen letzten Vorstoß bei Molotov zu machen. Der jedoch sah sich außerstande, ein Treffen zu arrangieren, weil nach dem sowjetischen Revolutionskalender ge-

rade Feiertag war. Erst am nächsten Tag gegen 18:00 Uhr gelang es den beiden Botschaftern, eine Audienz beim sowjetischen Außenminister zu bekommen. Das Ergebnis war jedoch das zu Erwartende. Angesichts der veränderten politischen Situation, so Molotov, mache die Fortsetzung der Verhandlungen leider keinen Sinn mehr. Ähnliche Äußerungen, wenn auch in «deutlicheren Worten», machte Marschall Vorochilov gegenüber den alliierten Verhandlungsführern, wobei beide sowjetischen Würdenträger nicht versäumten anzumerken, dass man den Zusammenbruch der Verhandlungen einzig der polnischen Sturheit zu verdanken habe.

All das spielte jedoch schon keine Rolle mehr. Noch bevor die Unterredungen überhaupt stattgefunden hatten, war in London bereits die nächste Kehrtwende vollzogen worden. Bei einem Treffen waren Halifax und Chamberlain übereingekommen, dass ein Verbleib der alliierten Verhandlungsdelegation nun doch keinen Sinn mehr mache und am Ende nur Ribbentrops Triumph noch vergrößere. «Militärmission soll so schnell wie möglich abreisen» war denn auch der knappe Inhalt des einzeiligen Telegramms, das um 1:30 Uhr Whitehall Richtung Moskau verließ. Von diesem Schritt in Kenntnis gesetzt wurde auch der französische Verbündete, der nun ebenfalls die Konsequenzen zog. In einem persönlichen Telefonat beorderte Bonnet nicht nur die französische Delegation, sondern auch den Botschafter gleich mit zurück nach Paris. Der Traum von der Anti-Hitler-Koalition, die Illusion von der regimeübergreifenden Solidarität im Angesicht der deutschen Aggression war damit endgültig gescheitert.

An Illusionen war jedoch in dieser Krise kein Mangel, und schon bereitete sich die nächste Hoffnung vor. Ihren Ausgang nahmen die Geschehnisse diesmal in Berlin. Von dort meldete Henderson im Laufe des Morgens, dass Hitler überraschend angekündigt habe, ihn gegen 13:30 Uhr empfangen zu wollen. Wozu, wusste niemand. Solche Ungewissheit war nun in der Downing Street kaum mehr zu ertragen, und sofort begannen die Spekulationen, was es denn sein könne, das der deutsche Diktator zu verkünden habe. Dem französischen Botschafter teilte Halifax mit, er gehe davon aus, Hitler werde bei dieser Gelegenheit seine Absichten in Bezug auf Polen bekannt geben. Noch weiter ging der britische Premier, der fürchtete, Großbritannien würde binnen Stundenfrist mit einem deutschen Ultimatum

konfrontiert werden. In einem Brief an seine Schwester beschrieb Chamberlain die Qualen dieser «alleranstrengendsten Wartezeit»:

> «Unglücklicherweise konnten meine Mitarbeiter nichts für mich zu tun finden, und ich saß mit Annie im Wohnzimmer, unfähig zu lesen, unfähig zu sprechen, einfach nur mit verschränkten Händen da und mit einem nagenden Schmerz im Magen. Es schien nur allzu wahrscheinlich, dass Henderson ein Ultimatum erhalten würde und in wenigen Stunden das Land verlassen müsste. Doch als Stunde um Stunde verging und nichts zu hören war, begann ich mich ein wenig zu beruhigen. Wäre es ein Ultimatum gewesen, wäre Henderson sicherlich bereits ausgewiesen worden und wäre inzwischen ans Telefon gekommen.»

Während Chamberlain derart zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwankte, lagen auch im Außenministerium die Nerven blank. «Den ganzen Tag im Außenministerium, darüber grübelnd, ob es Krieg geben würde. Alle paar Minuten stieg und fiel das Barometer. Halifax ist erschöpft, und es ist ihm anzusehen.» Was war los in Berlin?

Was man in London nicht wusste, war, dass an diesem Morgen in der Reichshauptstadt der wohl chaotischste Tag dieser Krise angebrochen war. Bereits zu früher Stunde hatte der Diktator von seinem Pressechef die «neuesten Nachrichten» über die Wirkung seines Moskauer Erfolges zu hören verlangt: «Was bringen Sie über die Kabinettskrisen?» Der so Angesprochene wusste jedoch gar nicht, wovon denn überhaupt die Rede war, und musste sich folglich erst vom Diktator belehren lassen, dass es sich selbstredend um die Krisen der britischen und französischen Kabinette handele. «Keine demokratische Regierung kann sich halten, der eine solche Niederlage und zugleich Blamage zuteil geworden ist.» Mit solchen Nachrichten konnte der Pressechef freilich nicht dienen; doch war all dies nur der Beginn weitreichender Verwirrungen an diesem Tag. Ribbentrop war wieder da.

Nach seinem triumphalen Empfang am Abend zuvor war der Außenminister am nächsten Morgen schon wieder bei Hitler, um ihm in der Englischen Frage seinen Rat zuteilwerden zu lassen. Hintergrund der Zusammenkunft war die durchaus bemerkenswerte Tatsache, dass die britischen Warnungen – nach Monaten vergeblicher Anstrengungen – nun offenbar doch begannen, Wirkung zu zeigen. Nicht nur war der persönliche Brief des britischen Premiers Gegenstand dieser morgendlichen Unterredung mit Ribbentrop, Hitler ließ an diesem Vormittag auch eigens den Chefdolmetscher Paul Schmidt in die Reichskanzlei kommen, um sich die mar-

kantesten Stellen von Chamberlains Unterhaus-Rede übersetzen zu lassen. «Hitler war bei diesen Worten nachdenklich geworden», hielt Schmidt später fest und meinte sogar schließen zu können, «daß der Brief und die Unterhauserklärung Chamberlains auf Hitler einen gewissen Eindruck gemacht hatten […].»

Das war nun allerdings ein Problem. Den Angriffstermin hatte Hitler nämlich bereits, wie gesehen, zwei Tage zuvor für den nächsten Morgen, 4:30 Uhr, festgelegt. Jetzt, während die Militärmaschinerie bereits rollte und nur Stunden bevor der mörderische Krieg beginnen sollte, war dem Dilettanten Hitler eingefallen, dass es vielleicht doch nicht ganz unerheblich war, ob das britische Empire zu den Gegnern in dieser Auseinandersetzung zählen würde. Doch war Ribbentrop auch diesmal keineswegs um eine Lösung verlegen. In einem waghalsigen Manöver, welches Weizsäcker in seinem Tagebuch als «psychologisch nicht angemessen» charakterisierte, glaubte der Außenminister, England «mit weitgehenden Lockungen nach isolierter Regelung der polnischen Frage» vom polnischen Verbündeten «abspalten» zu können. Darum also sollte Henderson in die Reichskanzlei kommen.

Während Hitler auf die Ankunft des britischen Botschafters wartete, füllte sich die Reichskanzlei wie schon am Vortag erneut mit allerlei berufenen und unberufenen Schaulustigen. «In der Privatwohnung des Führers», berichtet der anwesende Vormann, «drängten sich neben Goebbels, Ribbentrop, Himmler, Brückner, Schaub, Hofmann, Dietrich wohl 30–40 Parteigrößen, die ich bestenfalls von Fotografien her kannte. Es war ein dauerndes Kommen und Gehen.» Als «improvisiert» hat Vormann denn auch die Ereignisse dieses Vormittags bezeichnet, doch war er nicht der Einzige, dem die Abläufe in der Reichskanzlei nicht so recht einleuchten wollten. Puttkammer, der ausgerechnet an diesem Tag als neuer Verbindungsoffizier der Marine zum ersten Mal in Hitlers Umgebung trat, war entsetzt, mit welchen Nichtigkeiten der deutsche Reichskanzler in diesen entscheidenden Stunden seine Zeit vertrödelte:

> «[W]ie wir uns mittags vor'm Essen am 25. August bei Hitler meldeten, da hat er […] mich […] sofort unter'n Arm genommen, auf's Sofa gezogen: ‹Nun erzählen Sie mir mal was von Ihrem Zerstörer.› Das Essen wurde kalt – das Mittagessen – alles stand 'rum, und der englische Botschafter stand schon vor der Tür oder ich weiß nicht was, und er unterhielt sich mit mir über den Zerstörer.»

Dennoch scheint die Anspannung dieses Tages an Hitler nicht spurlos vorbeigegangen zu sein. Beim anschließenden Mittagessen blätterte er nervös in den Papieren, aß, Augenzeugen zufolge, «nur wenig Gemüse» und hob die Tafel nach zehn Minuten schon wieder auf, um den britischen Botschafter zu empfangen. Bis spätestens 15 Uhr, so war es mit der Heeresführung verabredet worden, musste der Angriffsbefehl an die Truppen gegeben werden. Als Henderson eintrat, war es halb zwei.

Dem Zweck der Unterredung angemessen, blieb Hitler, dessen Repertoire neben dem tobenden Diktator auch den vernünftigen Staatsmann umfasste, diesmal bewusst nüchtern, ruhig und ernsthaft. Er habe, begann Hitler die Unterhaltung, sich «die Dinge noch einmal durch den Kopf gehen lassen» und sei nun – auch wegen der gestrigen Rede Chamberlains – zu dem Schluss gekommen, dass eine Wiederholung des Krieges von 1914–1918 doch so recht niemandem nütze. Zwar würde Deutschland diesmal nur nach einer Seite zu kämpfen haben, weil der mit Russland abgeschlossene Pakt selbstverständlich ein ewiger sei, doch sei ihm, dem «Führer», nun einmal an einer deutsch-englischen Verständigung gelegen. Zunächst müsse er jedoch die unerträglichen Zustände an seiner Ostgrenze im «Interesse des europäischen Friedens» beseitigen. Im Übrigen, und dieser Satz wurde aus dem offiziellen Protokoll herausgehalten, gab Hitler bekannt, «dass Polen ohnehin keine Zukunft habe, da Russland und Deutschland Polen unter sich aufteilen würden.» Allerdings, so fuhr Hitler fort, werde er «sofort nach Lösung der deutsch-polnischen Frage mit einem Angebot an die Britische Regierung herantreten.»

Dieses Angebot, dessen Konturen Hitler im Folgenden skizzierte und von dem er glaubte, dass es geeignet sei, Großbritannien von Polen «abzuspalten», war nun so phantastisch, so völlig unmöglich, dass es geradezu wie ein Rückfall in alte Wiener Kaffeehaus-Zeiten anmutete. Das «Dritte Reich», so eröffnete der Diktator dem britischen Botschafter, sei bereit, künftig nicht weniger als das gesamte Britische Empire zu «garantieren». Ja, es werde sogar bei Bedarf Großbritannien zu Hilfe eilen, und zwar, wie sich Hitler ausdrückte, «ganz gleich, wo immer eine derartige Hilfe erforderlich sein sollte». Obendrein versprach Hitler Rüstungsbegrenzungen, Grenzgarantien im Westen und – als besondere Zugabe – die Aussicht auf seinen baldigen Ruhestand, weil er ja doch im Herzen nur ein musisch gestimmter

Mensch sei: «sobald die polnische Frage geklärt sei, werde er sein Leben als Künstler enden.»

Angesichts des durchaus ungewöhnlichen Charakters dieser Offerte lohnt es sich, einen Augenblick innezuhalten und zu untersuchen, wo dieses so seltsam anmutende Garantie-Angebot seinen Ursprung hatte. Tatsächlich handelte es sich keineswegs um einen improvisierten Einfall, sondern vielmehr um eine jener hitlerschen Spezialideen, die im Umfeld des Berghof-Kreises seit Langem kursierten. Bereits 1934 hatte Ribbentrop gegenüber Kordt geäußert, dass Hitler bereit sei, «das gesamte britische Weltreich zu garantieren». Ein Jahr später hatte der Diktator persönlich auf dem Obersalzberg Speer eröffnet, «daß er bereit wäre, das Deutsche Reich mit seiner Wehrmacht zur Garantie des englischen Empire zur Verfügung zu stellen, wenn England ihm nach dem Osten ‹freie Hand› lassen könnte.» Wiederum zwei Jahre später schlug Göring zuerst Christie und dann Henderson einen Deal vor, wonach Deutschland im Austausch gegen eine freie Hand im Osten bereit sei, «alle seine Ressourcen bei Bedarf dem Britischen Empire zur Verfügung zu stellen.» Selbst nach Kriegsausbruch wollte Hitler nicht von dieser fixen Idee lassen, ja spezifizierte sein Ansinnen noch, indem er die Zahl von zwölf Divisionen für «Übersee-Zwecke» für angemessen erklärte, um die Engländer zum Seitenwechsel zu verlocken. Noch weiter trieb das Ansinnen der wirre Heß. Als Zweck seines Englandfluges, der ihm nach eigener Aussage von «überirdischen Kräften durch einen Traum eingegeben worden» war, gab er an, beabsichtigt zu haben, Hitlers Garantieplan in die Tat umsetzen zu wollen: «Wir garantieren England das Weltreich, dafür gibt es uns freie Hand in Europa.»

Das alles kam nun längst nicht mehr aus rationaler Quelle und war schon gar nicht auf die britische Mentalität zugeschnitten, sondern hatte seinen Ursprung einzig und allein in Hitlers ureigenster Theorie, der zufolge das bereits tödlich verwundete Empire in der kommenden Epoche waffenstarrender Riesenreiche zwangsläufig einen kontinentalen Verbündeten brauche. «Das», so ließ der Diktator seine Zuhörer wissen, «kann nur Deutschland sein.» Solche Gedankengänge konnte man allerdings selbst im deutschen Lager nicht mehr nachvollziehen. Noch im Nürnberger Gefängnis brachte Neurath das unsinnige Hilfsversprechen zum Lachen («Hilfe gegen wen»?), und selbst Goebbels hielt das Angebot für «umsonst»: «Das glaubt England uns nicht mehr.»

Doch waren es eben nicht Realitäten, sondern Empfindungen, die in dieser Krise den Ausschlag gaben. So hatte Ribbentrop, um dem Angebot noch einmal emotionalen Nachdruck zu verleihen, im Anschluss an die Unterredung eigens den allseits respektierten Dolmetscher Paul Schmidt zu Henderson geschickt, der diesen «anflehte», die britische Regierung zu beschwören, das Angebot ernst zu nehmen. Und wirklich blieb solcher Appell nicht ohne Wirkung. Obgleich Henderson unmittelbar nach der Besprechung Cadogan telefonisch durchgegeben hatte, er «sei sich ziemlich klar darüber, dass der Führer versuche, zwischen England und Polen einen Keil zu treiben», empfahl der Botschafter nach Schmidts Besuch, «Herrn Hitlers Angebot sehr ernst zu nehmen». Für Henderson zählten dabei jedoch weniger die Einzelheiten der Offerte als vielmehr die Tatsache, dass eine solche überhaupt erfolgt war. «Ich betrachte es zumindest als Hinweis darauf, dass Herr Hitler noch immer bestrebt ist, einen Weltkrieg zu vermeiden», war die Schlussfolgerung des britischen Botschafters, der gleich noch anbot, zur Besprechung des Vorschlages persönlich nach London zu fliegen. Vielleicht könne dadurch das Unglück noch ein paar Tage hinausgezögert und somit Zeit gewonnen werden, um den Polen beizubringen, was für sie auf dem Spiel stehe. «Henderson», so drückte sich Lipski nach einem gemeinsamen Gespräch aus, «der immer noch in Kriegsangst lebt, glaubt, dass so der Ausbruch zumindest bis zu seiner Rückkehr aus London abgewendet werden kann.» Nach einem Anruf bei Weizsäcker, der ihn drängte, noch am gleichen Abend nach London zu fliegen, machte Henderson sich auf den Weg.

Als Nächstes wartete der italienische Botschafter vor der Tür. Zuvor hatte Hitler Mussolini in einer persönlichen Mitteilung reichlich spät über den Inhalt des Hitler-Stalin-Pakts informiert, wobei er hatte durchblicken lassen, dass er «im Falle unerträglicher polnischer Vorgänge augenblicklich handeln werde.» Noch immer hoffte man im deutschen Lager auf die Unterstützung Italiens im bevorstehenden Kriege. Auf Weizsäckers Einwand, dass die Italiener schon aus wirtschaftlicher Notwendigkeit gezwungen seien, sich aus dem Kampf herauszuhalten, hatte Ribbentrop geantwortet, er sei «100% anderer Ansicht. Mussolini ist dafür ein viel zu großer Mann.» Entsprechend hoffte Hitler nun vom italienischen Verbündeten die Zusage zur Unterstützung im kommenden Krieg zu erhalten. Doch war die NS-

Diktatur nicht das einzige faschistische Regime, bei dem die Diplomatie vom Dilettantismus übermannt worden war. Obgleich der italienische Botschafter zuvor selbst angekündigt hatte, er habe eine wichtige Mitteilung zu machen (und diese auch vom deutschen Botschafter in Rom bestätigt worden war), gab Attolico nun zu Protokoll, dass er doch nichts zu sagen habe. Verärgert über solche Unprofessionalität, verlangte Ribbentrop, dass Attolico unverzüglich telefonisch in Rom um Rückmeldung nachsuche. Doch gelang es weder Attolico noch kurz darauf Ribbentrop selbst, eine befriedigende Antwort zu erhalten. Sowohl der Duce als auch Ciano, bekam der deutsche Außenminister zu hören, seien leider gerade am Badestrand und daher nicht zu erreichen.

Das war nun in der Tat ungewöhnlich und konnte bei Lichte betrachtet auch nichts Gutes bedeuten. Doch hatte der Diktator keine Zeit, um der Sache auf den Grund zu gehen, weil die Wehrmachtsführung bis 15:00 Uhr eine Entscheidung über den Angriff am nächsten Morgen verlangt hatte. Nach einer kurzen Besprechung mit Ribbentrop, dessen Rat allerdings wenig friedenserhaltende Wirkung gezeigt zu haben scheint, empfing Hitler kurz vor 15:00 Uhr schließlich Keitel zur entscheidenden Besprechung. Bereits nach wenigen Minuten, so hat der anwesende Vormann die Szene später beschrieben, «öffneten sich die Türen des Musikzimmers, und auf der Schwelle stand Hitler, etwas bleich, aber sonst scheinbar ganz ruhig. Mir klang es gezwungen und leicht theatralisch, als er kurz sagte: ‹Fall Weiß›.»

Es gehört zu den Merkwürdigkeiten dieser Krise, dass, obgleich Hitlers Kriegswille nie in Zweifel stand und seine Autorität auch stets unangefochten blieb, die Abläufe dieser Tage dennoch nie einer geraden Linie folgten, sondern stattdessen von einem geradezu verblüffenden Chaos geprägt waren. Den Befehl zum Weltkrieg hatte Hitler gegeben, ohne zu wissen, wer Freund und Feind, wer Verbündeter und wer Gegner im kommenden Krieg sein würde. Doch war die Stümperei an diesem Tag noch nicht zu Ende. Der improvisierte Charakter der Außenpolitik, die stets abrupte, den Ereignissen immer wieder neu angepasste Entscheidungsfindung, die Hitler bisher seine überraschenden außenpolitischen Erfolge beschert hatte, rächte sich nun. Just in dem Moment, als der Diktator seine endgültige Entscheidung zum Überfall auf Polen verkündet hatte, begann das mühsam zusam-

mengezimmerte diplomatische Gebäude wieder auseinanderzufallen. Es zeigte sich nämlich, dass Hitler nicht der Einzige war, der überraschende Verträge abschließen konnte.

Die britische Garantie der territorialen Integrität Polens war Mitte März lediglich in Form einer Erklärung des britischen Premiers im Unterhaus erfolgt. Zwar hatten Beck und Chamberlain Anfang April ein vorläufiges «Heads of Agreement» vereinbart, doch stand die endgültige Ausformulierung der Allianzbestimmungen noch aus. Während Beck sich mit dem Erreichten durchaus zufrieden zeigte, wollte man auf Seiten der Briten den Ausgang der Verhandlungen in Moskau abwarten. Noch am 23. August hatte Halifax gegenüber dem polnischen Botschafter, der angesichts des deutsch-sowjetischen Paktes einen «sofortigen Abschluss» verlangt hatte, auf «einige politische Punkte» verwiesen, die es noch zu klären gelte. Das hatte sich am 25. August geändert. «Überraschend», wie Raczyński festhielt, erklärte Halifax an diesem Tag die britische Bereitschaft, die Verhandlungen abzuschließen. Nachdem auch Warschau (diesmal zur Überraschung der englischen Verhandler) alle Einwände unverzüglich aufgegeben hatte, konnte der Vertrag am Nachmittag des 25. August in London unterzeichnet werden. Bereits der erste Artikel kodifizierte, was bisher nur mündlich zugesagt worden war: «Sollte eine der Vertragsparteien in Feindseligkeiten mit einer europäischen Macht verwickelt werden […], wird die andere Vertragspartei der in Feindseligkeiten verwickelten Vertragspartei unverzüglich jegliche Unterstützung und Hilfe leisten, die in ihrer Macht steht.» Um jedes Missverständnis ob der Zielrichtung des Vertrages zu vermeiden, war in einem geheimen Zusatzprotokoll vermerkt worden, gegen wen sich diese Bestimmung richtete. «Mit dem Ausdruck ‹eine europäische Macht›», hieß es da, «ist Deutschland gemeint.»

Diesmal war es Berlin, wo die Nachricht der Vertragsunterzeichnung «wie eine Bombe» einschlug. Bereits kurz nach der Unterzeichnung hatte der deutsche Vertreter des DNB in London, Fritz Hesse, den Inhalt des Vertrages erfahren und nach Berlin gemeldet, «daß an dem Tag, an dem der erste deutsche Soldat die polnische Grenze überschreite, der Krieg mit England unvermeidlich sein werde.» Schließlich übermittelte Hesse auch die genauen Vertragsbestimmungen an Ribbentrop, der damit unverzüglich in die Reichskanzlei eilte. Den Moment, als Hitler vom Abschluss der eng-

lisch-polnischen Allianz erfuhr, hat der zufällig anwesende Übersetzer Paul Schmidt festgehalten: «Ich konnte über seine Schultern hinweg die Meldung mitlesen, die ihm von der Presseabteilung hereingeschickt wurde, und sah ihn danach eine ganze Zeitlang grübelnd am Tisch sitzen.» Für weitere Überlegungen blieb jedoch keine Zeit, weil vor der Tür schon der französische Botschafter wartete.

Wie Henderson sollte auch Coulondre auf den bereits beschlossenen Angriff psychologisch vorbereitet werden. So versicherte Hitler gleich zu Beginn, dass es keine Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich gebe, ja dass er sogar bereit gewesen sei, die Westgrenze zu garantieren und Elsass-Lothringen aufzugeben. Eben deswegen tue es ihm so leid, dass er gezwungen sein könnte, wegen Polen gegen Frankreich Krieg zu führen. Allerdings habe die englische Garantie Warschau unnachgiebig gemacht, obwohl er doch um nichts anderes als die Rückgabe Danzigs und eine Landverbindung nach Ostpreußen gebeten habe. Als Antwort habe Polen mobilgemacht. Unerträgliche Gräueltaten habe Deutschland nun zu erdulden: 70 000 Flüchtlinge gebe es bereits, mit Maschinengewehren seien Deutsche beschossen worden, und selbst Fälle von Kastrationen seien vorgekommen. Erst gestern habe ein polnisches Kriegsschiff das Flugzeug Ribbentrops unter Feuer genommen. Dergleichen Provokationen könne nun kein Staat, der diesen Namen verdiene, länger dulden. Er werde Frankreich nicht angreifen, aber sollte es zum Krieg kommen, dann werde dieser – auch dank des russischen Paktes – lang und blutig werden.

Nach diesen Worten erhob sich Hitler, um den Botschafter zu entlassen – doch würde Coulondre die Gelegenheit nicht so leicht verstreichen lassen. In einer emotionalen Sprache, von der er glaubte, dass Hitler sie verstünde, wandte er sich an den Diktator. Er glaube nicht, begann der Botschafter seine Antwort, dass es noch Zweifel an der Entschlossenheit seines Landes geben könne, aber um sicherzugehen, wolle er Hitler in dieser entscheidenden Stunde sein «Soldatenehrenwort» geben, «dass Frankreich mit seinen Streitkräften an der Seite Polens stehen würde, falls dieses angegriffen werde.» Der Krieg werde dann in der Tat lang und blutig sein, doch werde der Sieger einer solchen Schlächterei nur Herr Trotzki sein. Sichtlich getroffen, entgegnete Hitler, dass man dann Polen hätte keinen «Blankoscheck» ausstellen dürfen. Das war nun – nach Mobilmachung,

Zweifrontenkrieg und Westfront – die *vierte* Anspielung Hitlers auf den Juli 1914, auf die Coulondre seinerseits mit dem Hinweis auf Trotzki und seine eigene Vergangenheit als Offizier geantwortet hatte. Hier unterhielten sich zwei Veteranen, drohten sich gegenseitig mit der Wiederholung der schrecklichen Ereignisse der Jahre 1914–1918. «Es schmerzt mich», schloss der Weltkriegsgefreite Hitler, «daran zu denken, dass ich gezwungen sein könnte, gegen Frankreich zu kämpfen.» Dann musste Coulondre gehen.

Draußen wartete jedoch bereits der nächste Botschafter: Attolico war wieder da. Atemlos war er in die Reichskanzlei geeilt, um endlich die lang erwartete Antwort zu überbringen. Doch war Hitler nicht der Einzige, der an diesem Tag auf ein Signal aus Rom hoffte. Wie schon vor München hatte Weizsäcker an diesem Morgen den italienischen Botschafter beschworen, «er sei verpflichtet, mit voller Klarheit zu reden» und von Hitler eine Verhandlungslösung zu fordern. Tatsächlich scheint Attolico sich Weizsäckers Mahnung zu Herzen genommen zu haben. Kurz darauf hatte er ein Telegramm nach Rom geschickt, welches an Deutlichkeit allerdings nichts mehr zu wünschen übrig ließ: «nur ein direktes und persönliches Eingreifen des Duce gegenüber dem Führer», hieß es da, «kann zu einem Ergebnis führen. […] Aber sofort, ich meine sofort, ohne eine Minute zu verschwenden.»

Tatsächlich gelang es Ciano in Rom, Mussolini unter Verweis auf die Schwäche der eigenen Rüstung von der Unmöglichkeit eines italienischen Kriegseintritts zu überzeugen. Entsprechend war um die Mittagszeit die Anweisung an Attolico ergangen, Ribbentrop persönlich mitzuteilen, dass Italien «nicht die Initiative zu militärischen Operationen ergreifen» könne. Das (und nicht die Reaktion auf Hitlers Brief) war die Nachricht gewesen, die Attolico ursprünglich angekündigt hatte. Dann jedoch hatte der italienische Diktator, hin- und hergerissen zwischen den ernüchternden Realitäten und der Sorge um das eigene Prestige («er fürchtet ein abschätziges Urteil der Deutschen»), entschieden, dass er jetzt doch «wünscht, unverzüglich am Krieg teilzunehmen», sodass der Botschafter, der sich bereits in der Reichskanzlei befunden hatte, plötzlich mit leeren Händen vor Hitler gestanden hatte. In der Zwischenzeit, gegen 14:00 Uhr, war jedoch Hitlers Brief in Rom eingetroffen, dessen Bitte um «volle[s] Verständnis» Ciano geschickt genutzt hatte, um Mussolini die unmittelbar drohende Kriegsge-

fahr aufzuzeigen. Jetzt wollte auch Mussolini nicht mehr. «[A]ngesichts des *gegenwärtigen* Standes der italienischen Kriegsvorbereitungen», ließ er Hitler mitteilen, könne Italien im Falle eines polnischen (im italienischen Original: «deutschen») Angriffes leider nicht initiativ werden. Das war die Ankündigung der Neutralität Italiens.

Um diesen Brief zu überbringen, war Attolico nun zum zweiten Mal an diesem Tag in der Reichskanzlei erschienen. Die Reaktion war die zu erwartende. «Die Italiener machen es genau wie 1914», verkündete Hitler, dabei einmal mehr die Parallele zur Julikrise ziehend. Doch sollte die historische Analogie, ebenso wie die Rede vom «ungetreuen Achsenpartner», nur darüber hinwegtäuschen, dass der Diktator sich in eine unhaltbare Situation manövriert hatte. Hitler, so schien es jedenfalls dem anwesenden Engel, «war äußerst niedergeschlagen. Man sah ihm eine gewisse Ratlosigkeit an.»

Jetzt rächte sich, dass Hitler den Rat der Experten, die ihm hätten sagen können, wie es um die italienische Rüstung stand, ja überhaupt aller Sachverständigen stets in den Wind geschlagen hatte. Nicht einmal Weizsäcker war in diesem Moment in der Reichskanzlei anwesend. Stattdessen befand sich dort nur die übliche Entourage aus Parteiprominenz und vierschrötigen Gesellen. Schaulustige, die einmal aus nächster Nähe den Nervenkitzel einer Kriegserklärung erleben wollten. Doch was konnte Speer, was konnten Himmler, Schaub, Brückner und «Foto-Hoffmann» in dieser Situation schon für Ratschläge erteilen? Ziellosigkeit und immer wieder der Rückgriff auf halb verstandene historische Parallelen war alles, was dem Diktator noch blieb. «Hitler», so hat sich Vormann später erinnert, «lief erregt durch die Räume, den und jenen ansprechend. Vor mir äußerte er ‹schlau müssen wir jetzt sein, schlau wie die Füchse. Ich bin kein Bethman Hollweg›.»

Einer allerdings war noch da – einer, der den ganzen Tag überhaupt noch nicht von Hitlers Seite gewichen war. Doch war, was der Außenminister in dieser Situation anzubieten hatte, kaum mehr als der durchsichtige Versuch, seine wiederholten Fehleinschätzungen dieses Tages zu rechtfertigen. Das Haus Savoyen, so Ribbentrops wirre These, müsse dem britischen Königshaus unter der Hand mitgeteilt haben, dass Italien nicht kriegsbereit sei, und so die Engländer zu tückischem Widerstand angestachelt haben. Nur deswegen habe London überhaupt den Vertrag mit Polen unterschrie-

ben. Italien, nicht Deutschland, sei also für die verfahrene Situation verantwortlich. Dergleichen «Analyse» war nun in der Tat wenig hilfreich, war wie stets nur darauf berechnet, den Diktator in seiner Unfehlbarkeit zu bestärken und «dunkle Mächte» für jeden Rückschlag verantwortlich zu machen. Im Moment der diplomatischen Krise erwies sich der Rat des deutschen Außenministers als völlig nutzlos.

Dennoch scheint die ribbentropsche Theorie nicht gänzlich ohne Wirkung geblieben zu sein. Wenn es denn stimmte, was der Außenminister da sagte, dass England und Italien bereits so gut wie zusammenarbeiteten, dann war das in der Tat die gefürchtete «Einkreisung», die zu verhindern der Diktator stets geschworen hatte. In diesem Sinne mag Ribbentrops später immer wieder geäußerte Behauptung ihre Berechtigung haben, er sei es gewesen, der im kritischen Moment Hitler empfohlen habe, den Angriff noch einmal zu verschieben. Noch jedoch war die Entscheidung nicht gefallen. Die moderne Kriegsmaschinerie lässt sich nicht einfach nach Autokratenwillen lenken. Als Wilhelm II. in der Julikrise auf die Nachricht von der vermeintlichen britischen Neutralität den Angriff im Westen stoppen wollte («Also wir marschieren einfach mit der ganzen Armee im Osten auf»), bekam er von seinem Generalstabschef zu hören, dass dergleichen einfach nicht möglich sei. Auch jetzt wusste Hitler nicht, und Ribbentrop konnte hier wenig beitragen, ob der bereits anlaufende Angriff überhaupt noch gestoppt werden konnte. Folglich musste echter Sachverstand, mussten militärische Autoritäten in die Reichskanzlei gerufen werden. Die Zeit wurde knapp.

Als Erstes wurde der Chef des Oberkommandos herbeizitiert. «Der Führer rief mich», erinnerte sich General Keitel später, «und fragte, in welchem Abschnitt des Zeitplans wir uns gegenwärtig befänden. Da der Plan zeigte, dass noch keine konkreten Marschbefehle organisiert worden waren, sagte er einfach: ‹Alles anhalten.›» Nach nur wenigen Minuten stürzte Keitel bereits wieder aus Hitlers Zimmer, um seinem Adjutanten erregt mitzuteilen, dass der Vormarschbefehl «sofort widerrufen» werden müsse. Noch ein zweiter General eilte auf die Nachricht von Hitlers plötzlichem Sinneswandel in die Reichskanzlei. Während Keitel jedoch nur die prinzipielle Möglichkeit einer Verschiebung bestätigt hatte, ging der Oberkommandierende des Heeres noch weiter: «Von Brauchitsch erklärte, auch eine Verschiebung schade nichts. Das Moment der Überraschung sei zwar entfallen, aber da-

für würden die Mobilmachungsvorbereitungen umso umfassender, mithin die deutsche Schlagkraft stärker.» Das war nun freilich nicht wahr und nur darauf berechnet, den Diktator von seinem abenteuerlichen Plan doch noch abzubringen. Auch als schließlich Brauchitsch um 19:30 Uhr bei Halder, dem Generalstabschef, anrief, verkündete dieser – wider besseres Wissen –, dass die Haltebefehle noch durchgestellt werden könnten. Ob hier tatsächlich Generäle Raum für diplomatische Verhandlungen schaffen wollten oder doch nur Hitlers Helfer bestrebt waren, dem «Führer» auch noch den unmöglichsten Wunsch zu erfüllen, am Ende kam man überein, dass der Vormarsch aufgehalten werden musste.

In Wirklichkeit konnte jedoch niemand garantieren, ob in der knapp bemessenen Zeit die Haltebefehle noch durchdringen würden. Die Probleme begannen schon damit, dass es Brauchitsch trotz längerer Versuche nicht gelang, das im Umzug nach Zossen befindliche OKH zu erreichen, weil dort im hastig improvisierten Hauptquartier selbst rudimentärste Kommunikationsmittel noch nicht vorhanden waren. In einer abenteuerlichen Fahrt («Nach Zossen, was der Wagen laufen kann. Es gilt kein rotes Licht, keine Verkehrsbestimmung») musste Vormann sich stattdessen persönlich auf den Weg zum 35 Kilometer entfernten Oberkommando machen. Nachdem er sich schließlich durch Wachen und Absperrungen gekämpft hatte, war bereits so viel Zeit verstrichen, dass die Spitzen der Vorausabteilungen nur noch per Flugzeug erreicht werden konnten. In einigen Fällen gelang selbst das nicht mehr. In Ostpreußen wurde ein Kavallerieführer beim Grenzübertritt erschossen, in Oberschlesien kam es zu Feuergefechten, und bei Jabłonków griffen deutsche und slowakische Einheiten noch in der Nacht einen polnischen Eisenbahntunnel an, wobei zwei polnische Soldaten den Tod fanden. Am darauffolgenden Tag musste sich eine Abordnung deutscher Offiziere bei ihren polnischen Kameraden entschuldigen: Es habe sich, so die nicht ganz falsche Rechtfertigung, lediglich um einen «von einem Unzurechnungsfähigen verursachten Zwischenfall» gehandelt. In der Tat hatte das Chaos aus der Reichskanzlei in dieser Nacht auch die Front erreicht.

Das war nun selbst für die sonst so treue Militärführung zu viel. Halder «tobte», Brauchitsch war «sehr wütend», und im Oberkommando drohten alle Stricke zu reißen: «Alles rast, völliges Reißen der Nerven, selbst

von Blutordensträgern!» Derart war der Aufruhr über den verpatzten Angriffsbefehl, dass man in Kreisen des deutschen Widerstands den Diktator bereits am Ende sah. Oster glaubte, einen solchen Prestigeverlust könne selbst Hitler nicht überstehen, und Canaris sekundierte: «Von diesem Schlag erholt er sich nie wieder. Der Friede ist für zwanzig Jahre gerettet.»

Plötzlich keimte selbst in der Reichskanzlei, dem unwahrscheinlichsten aller Orte für solche Gefühle, wieder Hoffnung auf. Englische Entschlossenheit und italienische Fahnenflucht schienen für einen Moment noch einmal ein Fenster für die Diplomatie geöffnet zu haben. Hewel prophezeite, es werde nun wohl wieder zu Verhandlungen mit Polen kommen, Brauchitsch verkündete am nächsten Tag, «er wisse, daß viele Friedensfühler laufen», und selbst Weizsäcker schätzte die Chancen für den Frieden nun wieder «etwas besser» ein. Schon machte der Vergleich mit den Münchner Ereignissen die Runde. Auch damals war es das Eingreifen des italienischen Verbündeten gewesen, welches Hitler in letzter Minute zum Einlenken gebracht hatte. Neurath jedenfalls stand schon bereit. War es so abwegig zu glauben, dass sich dergleichen wiederholen könnte?

Und noch jemand tauchte an diesem Abend in der Reichskanzlei auf, der schon damals zum Umschwung beigetragen hatte. Hermann Göring war von Hitler telefonisch informiert worden und hatte sich sofort zum Ort des Geschehens aufgemacht. Wie schon beim Anschluss und dann erneut ein Jahr später vor München schien der Diktator sich einmal mehr in eine ausweglose Lage manövriert zu haben. Das war die Stunde des Zweiten Mannes. «Göring kündigt Gespräche mit Mittelsmännern an», notierte Engel in sein Tagebuch, und in der Tat richteten sich für einen Augenblick die Hoffnungen auf den Luftfahrtminister. Selbst Brauchitsch setzte «wirklich große Stücke auf Göring, der offensichtlich in England noch Fäden habe […] entsprechendes zu arrangieren.» Seltsame Zeiten, in denen die Hoffnung auf Frieden in Europa auf Hermann Görings Schultern ruhte.

Und Hitler? Der schürte solche Hoffnungen noch. Behauptete gar, er wolle die gewonnene Zeit für neue Verhandlungen nutzen. Das war gelogen, verhandeln wollte Hitler schon lange nicht mehr, doch gab es Realitäten, denen sich selbst der Diktator nicht entziehen konnte, eben weil er sie selbst geschaffen hatte. Zu oft hatte Hitler behauptet, dass er einen Zwei-

frontenkrieg niemals führen werde, dass er nicht «in einen zweiten Weltkrieg hineinschlittern würde, wie die unfähigen Menschen des Jahres 1914». Nun hatten das englisch-polnische Bündnis und der italienische Rückzug eben jenes Szenario zur sicheren Gewissheit gemacht. «[I]ch werde sehen müssen, ob wir Englands Einmischung ausschalten können», war denn auch die Begründung, die Hitler gegenüber Göring für die Verschiebung des Angriffstermins nannte. Was, wenn das nicht gelang? Welche Schlussfolgerung würde der Diktator dann ziehen?

Sicher war an diesem Abend nur die Niederlage. Selbst Goebbels musste eingestehen, dass die Ereignisse des Tages ein «schwerer Schlag» für Hitler gewesen waren. Dazu kam die Ungewissheit. «Alles bleibt vorläufig in der Schwebe. Der Führer grübelt und sinnt», heißt es im Tagebuch des Propagandaministers. Bis spät in die Nacht war nicht einmal klar, ob die Haltebefehle überhaupt durchdringen würden. Ständig ließ Hitler sich auf dem Laufenden halten und rief dann doch noch einmal in London an, um in Erfahrung zu bringen, ob die ganze Bündnissache nicht vielleicht nur ein Bluff gewesen sei. Auch die italienische Hoffnung wollte Hitler noch nicht aufgeben. Obgleich sowohl Brauchitsch als auch Göring gegen eine Stärkung Italiens waren, setzte er einen Brief an Mussolini auf, der die Italiener doch noch ins eigene Lager «drängen» sollte. Hier stemmte sich ein Mann gegen die Wirklichkeit. Erst gegen ein Uhr verabschiedete sich Hitler mit der Ankündigung, «die Lage neu überdenken zu wollen», in seine Privatgemächer. «Führer», notierte Halder in sein Tagebuch, «ziemlich zusammengebrochen».

Zwischenbetrachtung

Wir halten einen Moment inne, um das bisher Erzählte einzuordnen, zu reflektieren. Man hat gefragt, warum Hitler den heiß ersehnten Krieg in letzter Minute abgesagt hat, ob Rom oder London hier den Ausschlag gegeben habe.

Zunächst: Die Ursache für das Debakel des 25. August ist nicht am Ende, sondern am Beginn des hier beschriebenen Zeitraums zu finden. Der Pakt mit Stalin, von Goebbels als geniales Meisterstück gefeiert, war

in Wahrheit Hitlers erste Niederlage in dieser Krise. Nicht nur war in der Gedankenwelt des Diktators die Frontstellung gegen den Bolschewismus untrennbar mit der Eroberung neuen Lebensraums verbunden, sie war auch der älteste jener Propaganda-Schleier gewesen, mit denen Hitler seine Machtgier stets zu bemänteln pflegte. Schon den Bierkeller-Putsch, später die Aushebelung der Republik hatte er mit dem Kampf gegen Marxismus und kommunistische Weltrevolution begründet. Und wie oft hatte er Beck in die Hand versichert, dass man *diesen* Feind gemeinsam habe? Von all dem konnte nach dem 22. August keine Rede mehr sein. So wie die Einverleibung der ganzen Tschechoslowakei deutlich gemacht hatte, dass es dem Diktator nicht bloß um die Vereinigung aller Deutschen ging, so ließ der Pakt mit Stalin die Welt wissen, dass hier Krieg und nur Krieg das Ziel war.

Nach der ersten Niederlage folgte die zweite. Wenn Russland als Verbündeter nicht mehr zur Verfügung stand, dann war für die westlichen Demokratien Polen der Partner, mit dem es sich zu arrangieren galt. Die Regierungen in Warschau und London waren sich einig, dass nach dem Ende der Moskauer Verhandlungen ein klares Signal der Einigkeit gesendet werden musste. Nur Stunden nachdem er die Rückberufung der Gesandten aus Moskau angeordnet hatte, unterschrieb Halifax das polnische Bündnis. Erneut war Hitler mit dem Zusammenbruch seiner Bündnisvorstellungen konfrontiert. Da spielte es auch keine Rolle mehr, ob der Diktator selbst an den Kriegseintritt Englands glaubte (wir werden sehen, wie schnell er in alte Illusionen zurückfiel); durch die Londoner Unterschrift hatte die britische Entschlossenheit ein für alle Welt sichtbares Symbol erhalten. Das zählte.

Dass die Konstellation des Juli 1914 sich niemals wiederholen werde, dass er es besser machen würde als «Kaiser Wilhelm II. und seine Ratgeber, die 1914 dumm und einfältig in einen Zweifrontenkrieg ‹hineingeschliddert›» seien, war Hitlers ständig wiederholtes Credo in den Wochen und Monaten vor der Krise gewesen. «Mehr als einmal wiederholte er mir gegenüber», so der englische Botschafter Nevile Henderson, «dass, wenn er 1914 Reichskanzler gewesen wäre, Deutschland den Krieg 1918 niemals verloren hätte.» Der Gefreite von damals, so ging diese Erzählung, hatte aus der Geschichte gelernt und würde daher dort triumphieren, wo die Aristokraten von einst gescheitert waren. Autodidaktenstolz, Expertenverachtung und der Glaube

an «urewige» historische Wahrheiten gingen hier Hand in Hand und machten selbst das russische Bündnis zum Ergebnis selbst durchlittener Erfahrungen:

> Ich war Soldat im Ersten Weltkrieg und habe damals viele Dinge gelernt. Unter anderem, dass ein Krieg an zwei Fronten für Deutschland zwangsläufig fatal ist. Wenn Deutschland 1914–18 nur an einer Front gekämpft hätte, hätten wir auch damals gewonnen. Unter keinen Umständen wünsche ich mir eine Wiederholung dessen, was damals geschah. Deshalb habe ich den Pakt mit Russland geschlossen.

Wenngleich der propagandistische Sinn solcher Äußerungen – wohlweislich gerichtet an ausländische Diplomaten und zweifelnde Generäle – unübersehbar ist, so blieb doch, wie stets bei Hitler, die Grenze zwischen Selbst- und Fremdbeschwörung verschwommen. «Die Angst vor einem Zweifrontenkrieg bedrängte ihn mehr als er zugeben wollte», hieß es später aus Hitlers Umgebung, und in der Tat waren die Warnungen an Henderson und Coulondre nicht zuletzt der militärischen Notwendigkeit geschuldet, anders als 1914 im Kriegsfall den Rücken frei zu haben. Dennoch schien sich nun alles zu wiederholen. Im Westen drohte erneut der Grabenkampf, im Norden die englische Blockade, im Osten der Zweifrontenkrieg und im Süden hatte zu allem Überfluss der italienische Verbündete erneut die Gefolgschaft aufgekündigt. Wie war es so weit gekommen?

Die Suche nach den Ursachen für das Desaster des 25. August führt, neben dem permanenten Chaos in der Reichskanzlei, zum unübersehbaren Zeitdruck dieser Tage. Schon die Paktverhandlungen waren mit ungeheuerlicher Hast vorangetrieben, das Baltikum dem sowjetischen Diktator vom Abendbrottisch aus versprochen worden. Auch den Angriffstermin hatte Hitler nach Abschluss des Paktes derart kurzfristig festgesetzt, dass die zum anvisierten Termin einrückenden Offiziere in Zossen kaum mehr als eine «Baugrube» vorfanden. Was einst der Stolz des deutschen Generalstabs gewesen war, minutiöse Planung und genau berechnete Aufmarschpläne, wurde unter der stümperhaften Hand des obersten Feldherrn kurzerhand über Bord geworfen.

An Erklärungen für diese atemberaubende Hast hat Hitler es nicht mangeln lassen. Erntezeit und Schlammperiode, Aufmarschpläne und Rüstungspeaks wurden alle nacheinander als Gründe für den überstürzten Angriffsbefehl angeführt. Auch die alte Gewohnheit, die Welt am Wochenende

vor vollendete Tatsachen zu stellen (der 25. war ein Freitag), spielte wohl eine Rolle. Und dennoch lagen die Ursachen auch hier tiefer, lagen im Hirn des Unbegreifbaren verborgen.

Adolf Hitler hatte – Gott weiß woher – die Überzeugung gewonnen, ihm sei nur eine kurze Lebensspanne vergönnt. Mit Ende 30 war er bereits überzeugt gewesen, «selbst im günstigsten Falle noch knapp 20 Jahre zur Verfügung» zu haben, und sein Kammerdiener hörte ihn «seit 1936 oft von seinem baldigen Tod» sprechen. Mal waren es die familiären Gene, mal waren es dunkle, nur ihm selbst offenbare Krankheiten («Die Ärzte sagten ihm das nicht. Aber er wisse es.»), die ihm zu schaffen machten. Häufig auftretende Magenkrämpfe sah er als sichere Vorboten einer zukünftigen Krebserkrankung, und Anfang Mai 1938 machte er bereits sein Testament, als eine selbst diagnostizierte Halsfistel das vorzeitige Ende einzuläuten schien. Um dem herannahenden Tod doch noch zu entkommen, ließ er nichts unversucht: Mehlsuppen für den Magen, vegetarische Ernährung für die Langlebigkeit (wie die Elefanten!) und Pillen gegen übermäßige «Gasbildung». Alles vergebens. «Wenn ich nur gesund wäre!», rief er verzweifelt aus und war überzeugt, nur noch wenige Jahre für die ihm vom Schicksal zugedachte Aufgabe zu haben. Allmählich wurde Hitlers Obsession selbst engsten Mitstreitern zu viel. Darré nannte es seine «fixe Idee», Frank sprach vom «Wahn ‹zu alt zu werden›», Speer meinte, der Diktator sei «in nahezu jedem Gespräch» («bis zum Überdruß») auf das leidige Thema gekommen, und für Goebbels war der Ausdruck «Wenn ich mal nicht mehr bin!» Hitlers «stehende Formel». Bis in westliche Geheimdienstkreise drang das Echo solcher finsteren Prophezeiungen vor. Im Sommer 1939 meldete ein englischer Informant, durch Hitlers Chefadjutanten erfahren zu haben, dass «Adolf in letzter Zeit mehr und mehr von Todesahnungen bedrückt werde» und «ganze Tage auf dem Obersalzberg mit dem Entwerfen seines eigenen Mausoleums» verbringe.

Aus jener düsteren Todesahnung, aus der panischen Angst, nicht genug Zeit zu haben, speiste sich die schon von Zeitgenossen bemerkte geradezu manische Hast, mit der Hitler seine ideologische Mission verfolgte. «Es sei», so verkündete Hitler bereits im Herbst 1937 vor Parteileitern, «notwendig, die Probleme, die gelöst werden müßten (Lebensraum!) möglichst bald zu lösen, damit dies noch zu seinen Lebzeiten geschehe.» In grenzenloser Selbstüberschätzung («Ich bin überzeugt von der Kraft meines Gehirns»)

glaubte er allein in der Lage zu sein, das waghalsige Planeten-Rettungs-Unternehmen durchführen zu können, sei es, weil nur er das uneingeschränkte Vertrauen des Volkes habe, sei es, weil «ein Genie […] nur einmal in hundert Jahren geboren» werde. Anfang 1938 wischte Hitler Neuraths Rat, seine Pläne auf friedlichem Wege zu lösen, mit der Bemerkung beiseite, «er habe keine Zeit mehr», und noch zwei Tage vor Kriegsausbruch erklärte der Diktator, nicht mehr warten zu können, weil er in einigen Jahren «dazu rein körperlich und vielleicht auch geistig nicht mehr im Stande» sei.

Freilich, wie schon bei den angeblichen Lehren aus der Julikrise, verschwimmen auch hier tatsächliche Überzeugung und argumentatives Instrument. Schon Speer hat gelegentlich vermutet, «Hitler benutze solche Hypochondrien auch zur Rechtfertigung seiner Unrast sowie dazu, seine Umgebung bis hin zu den Militärs anzutreiben und zur Eile zu veranlassen.» Tatsächlich drohte Hitler dem britischen Botschafter während der turbulenten Unterredung auf dem Berghof, er wolle den Krieg ohnehin lieber jetzt als mit 55 Jahren führen, und die überhastete Kriegsauslösung entschuldigte der Diktator später immer wieder mit der Notwendigkeit, den aufgezwungenen Kampf zu führen, solange er «verhältnismäßig jung» sei. Was hier Ursache und was Wirkung, was verlogenes Mittel und was echter Zweck war, wusste längst niemand mehr: Nur Hitler konnte den Krieg führen, den außer ihm niemand wollte; der Präventivschlag sollte der Auseinandersetzung zuvorkommen, die man selbst begann, und der Weltkrieg den Lebensraum erkämpfen, dessen einziger Sinn die Ermöglichung eines Weltkrieges war. Am Ende war der Kampf selbst der Zweck und Hitlers unbändige Hast ebenso sehr die Ursache wie das Produkt des Wahnes, der Deutschland in den Abgrund trieb.

So zielt denn auch die in der Literatur oft diskutierte Frage, ob es in erster Linie das Londoner Bündnis oder doch der italienische Rückzug gewesen sei, der die hitlersche Entscheidung zum Abbruch motivierte, ins Leere. Geht sie doch von einer systematischen Entscheidungsfindung aus, wo nur Chaos zu finden war. Wie schon auf dem Höhepunkt der Sudetenkrise wurden Entscheidungen nicht im wohlüberlegten Augenblick getroffen, sondern fielen im Verlauf eines konfusen, unter enormem Zeitdruck ablaufenden Prozesses. Etwa so: Die Nachrichten aus London und Rom hatten Hitler

zum «Grübeln» gebracht. Dann kam, von ihm oder von Ribbentrop, die Idee, den Angriff zu verschieben. Zunächst jedoch noch nicht als Entscheidung, sondern nur als Möglichkeit, als Option, deren grundsätzliche Umsetzbarkeit von Sachverständigen erst zu prüfen war (was wiederum den Diktator für einen Moment entlastete und die Entscheidung vom Politischen ins Technische verwies). Als nun erst Keitel und dann auch Brauchitsch mit fester Stimme die Machbarkeit des Ansinnens verkündeten, ja im Falle Brauchitschs sogar empfahlen, da hatte sich Hitler bereits, vielleicht ohne sich dessen bewusst zu sein, auf einen Entscheidungspfad begeben, den zu verlassen ihn in Widerspruch zur Generalität gesetzt hätte. Warum die Frage, wenn die Antwort nicht berücksichtigt wurde? Chaos, Zeitdruck, Pfadabhängigkeit sowie, nicht zum ersten Mal, eine gewisse Entscheidungsschwäche des Diktators hatten am Ende zu jenem Desaster geführt, welches nicht einmal mehr Goebbels verteidigen konnte.

«Das kommt davon, wenn Gefreite Krieg führen», soll Oster gesagt haben, und tatsächlich war die erste militärische Aktion, die Hitler als Oberbefehlshaber zu verantworten hatte, ein grotesker Zwei-Stunden-Krieg, für den sich die eigenen Offiziere kurz darauf persönlich entschuldigen mussten. Nach solcher Blamage, so glaubte man im deutschen Widerstand, könne Hitler wohl kaum erneut den Angriff befehlen. Doch waren die Offiziere keineswegs allein mit dieser Einschätzung. Das Auftauchen des bereits ins Abseits geschobenen Göring, der glaubte, wieder die Rolle des Krisenmanagers übernehmen zu können, ist ebenso Beleg dieses wahrgenommenen Prestigeverlustes wie Hitlers eigenes – rhetorisches – Zugeständnis, es nun wieder mit Verhandlungen versuchen zu wollen.

Allein, der Schein trog. Es gehört zu den Unergründlichkeiten der hier beschriebenen Vorgänge, dass selbst die ungeheuerlichsten Missgriffe Hitlers Ansehen keinen Schaden zufügten. Die Militärmaschinerie funktionierte einfach weiter, und Brauchitsch war sogar glücklich darüber, sein Können einmal in einer richtigen Krise unter Beweis stellen zu dürfen. Zwar fluchten Diplomaten wie Offiziere über außenpolitische Fehler und militärische Hasards, doch konzentrierte sich ihre Kritik, in den Worten General Fellgiebels, auf «die da oben», welche anscheinend «wahnsinnig geworden» seien. Außerhalb der Kreise hartgesottener Hitler-Gegner hielt sich noch immer hartnäckig die Ansicht, dass für jedwede Fehlentwicklung nicht Hitler persönlich, sondern falsche Ratschläge

und inkompetente Berater verantwortlich seien. So wie die Illusion der englischen Neutralität dem unheilvollen Einfluss Ribbentrops zugeschrieben wurde, so wurde auch das Debakel vom 25. August auf unfähige Ratgeber abgewälzt. «Vor allem», notierte Weizsäcker in sein Tagebuch, «fühlen die orientierten Militärs, daß die politische Beratung des Führers mit der Armee Schindluder getrieben habe.» Noch vor Beginn des Krieges war die militärische Führung bereit, selbst krasseste Fehlentscheidungen des Diktators einfach hinzunehmen. Sie würde noch viel mehr zu erdulden haben.